

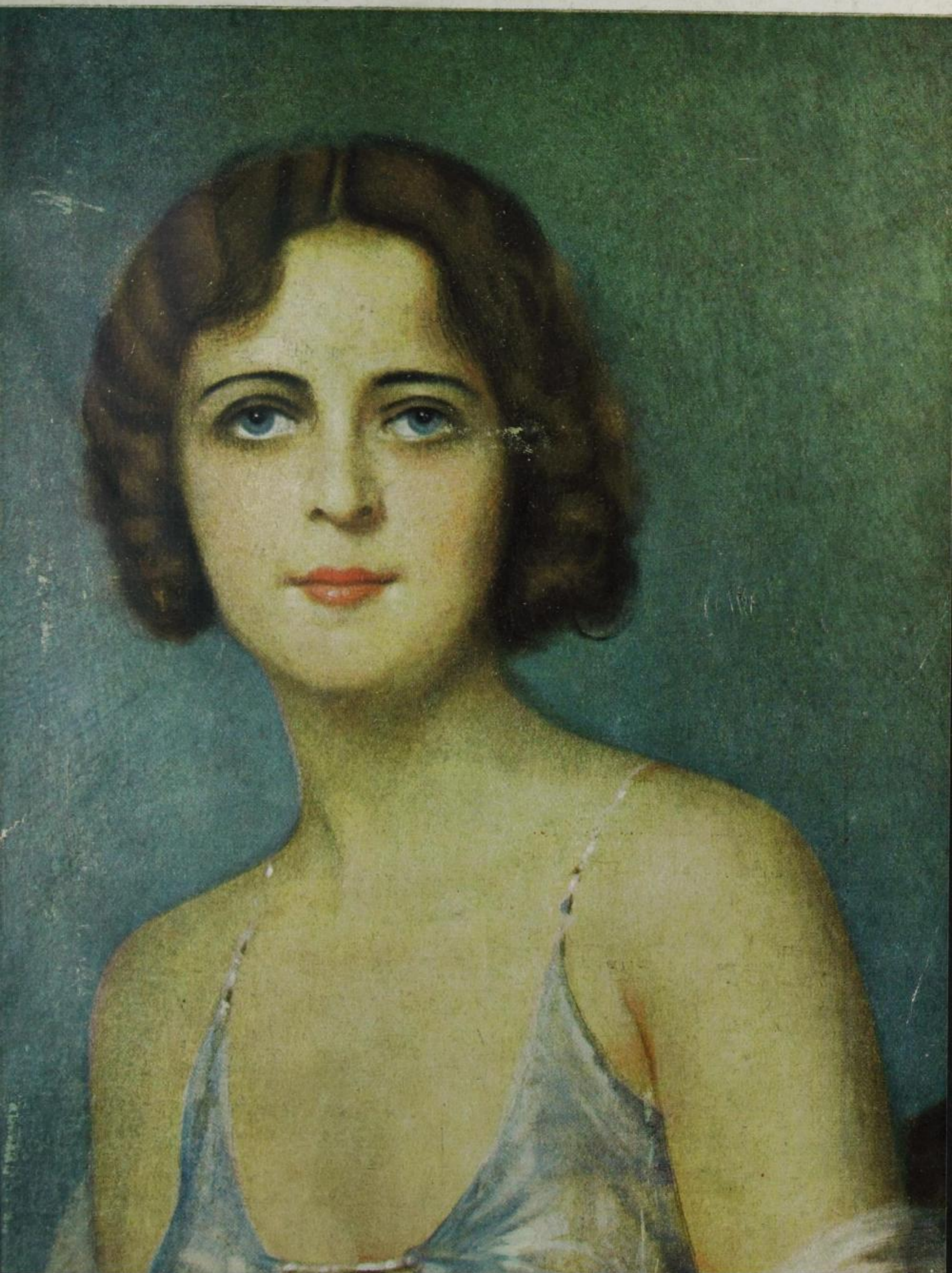
10  
Jahrgang  
1927

# DAS LEBEN

LEIPZIG

Preis

1.— M.







**ADLERWERKE**  
 VORM. HEINRICH KLEYER A.-G.  
 FRANKFURT a/M.

Die neuen  
**Adler**  
 sind da!

## Der neue Adler „Standard 6“

Der hochvollendete, geschmeidigst abgefederte Wagen / 10 PS

Hydraulische Vierradbremse / Besondere Öl- und Luftfilter  
 Abschmierung sämtlicher Gelenke und Gehänge durch einen Pedaldruck  
 Patentierte Lenkung, die jegliches Flattern der Vorderräder ausschließt

### Der neue Adler „L 9“

Schnell-Lieferwagen und Personen-Omnibus  
 Neuzeitliche Konstruktion  
 Hydraulische Vierradbremse

### Die bewährten Adler-Typen

6/25, 10/50 und 18/80 PS  
 Mit allem versehen, was vollendete Technik  
 und vorbildlicher Geschmack leisten





Vernunft, Hygiene und Schönheit fordern sorgfältigste Zahnpflege. Ein auf Vollkommenheit Anspruchserhebendes Zahnpflegemittel muß reinigende und keimzerstörende Kraft besitzen. Berufene Ärzte und Fachleute bestätigen die großen Vorzüge der Zahncreme Mouson. Sie säubert die Zähne, hält die Mundhöhle frei vom Einfluß schädlicher Substanzen, festigt das Zahnfleisch und aromatisiert den Atem.

In Tubenpackung überall erhältlich  
zu Mark 0,50 und Mark 0,80

# ZAHN CREME MOUSON



Unter allen Budapestener  
Tageblättern ist

Árs 2000 Korona

**UJSÁG**

ROVÁS

grány szava

das  
meist verbreiteste,  
beliebteste und gelesene.  
Der grosse Leserkreis des **kaufkräftigen**  
Publikums sichert den Erfolg der Insertion im

**UJSÁG**

Das einzige Blatt Ungarns, welches seinen  
Abonnenten mit einer

**LEIHBIBLIOTHEK**  
von 100.000 Bänden zur Verfügung steht

Anzeigenvertretung für das Ausland:  
Annoncen-Expedition  
**HAASENSTEIN & VOGLER A.-G.,**  
Wien, I. Schulerstrasse 11

## Akt-Photos

15 Stück (9×14) nebst Mappe mit 300 Aktbildern, Kunst- und Modell-Akt-Studien, Naturaufnahm. von selt. Schönheit nur 5 M. Ferner Pariser Salon-Akte (9×14) uws. in 33 Serien à 10 St., 1 Serie 2 M. Alle 330 St. zus. nur 45 M. Buka-Versand, Abt. 14, Leipzig S 3, Schließfach 34.

## Liebes-Abenteuer

des Herzogs von Richelieu mit zahlreichen Illustrationen . . . geb. Rmk. 5.50  
**Tschonkina.** Abenteuer eines amerikan. Spions in Japan. Leben und Treiben in den Teehäusern. Käutliche Liebe in Japan usw. Illustr. ca. 300 Seiten . . . geb. Rmk. 4.—  
**Casanova.** Galante Abenteuer. Illustriert geb. Rmk. 6.—  
**Der Dekameron v. Boccaccio.** Illustriert geb. Rmk. 6.—  
**1001 Nacht.** (Nur für Erwachsene.) III. . . . Rmk. 6.—  
**Das Geschlechtsleben des Weibes,** von Frau Dr. Fischer-Dückelmann . . . . . Rmk. 3.50  
**Selbstbekenntnisse einer Dirne** . . . . . Rmk. 2.50  
**Liebesabenteuer in Indien** . . . . . Rmk. 3.50  
**Die Nichten der Frau Oberst** . . . . . Rmk. 3.50  
**Das Golgatha des Herzens** . . . . . Rmk. 2.—  
**Jussufs Abenteuer im Harem** . . . . . Rmk. 2.—  
**Die Nonne,** von Diderot . . . . . Rmk. 2.—  
**Nackte Menschen,** von Schneider . . . . . Rmk. 2.—  
**Tagebuch eines Modeils** . . . . . Rmk. 2.—  
**Das Weib des Johannes,** von Pinkert . . . . . Rmk. 2.—  
**Die rote Henni,** von Pinkert . . . . . Rmk. 2.—  
**Don Juan vom Jungfernstieg,** von Engel . . . . . Rmk. 2.—  
**Herzen von Heute,** von Hirschberg . . . . . Rmk. 2.—  
**Schamgefühl, Sittlichkeit und Anstand,** mit zahlreich. Abbildung, von Gutzzeit. Wenn manche der Bilder unseren heutigen Moralanschauungen nicht entsprechen, so liegt dies nicht an dem Autor, sondern an den damaligen Zeitverhältnissen, die der Sinnenlust und Derbheit in Wort und Bild keinerlei Schranken auferlegte.  
 br. Rmk. 6.—; geb. Rmk. 8.—

Buka-Versand, Abt. 14 A, Leipzig S 3, Schließfach 34



*Freundt  
Liszt  
Wein!*



# DAS LEBEN

DIE GROSSE WELT · DER DIE DAS

4. Jahrgang / Nr. 10 (46) / April 1927

## INHALT

Umschlagbild von Prof. Kossuth

	Seite
CHARAKTERVOLLE ZÜGE	
Vier Photographien . . . . .	905—908
DAS WAGNIS	
Novelle von M. R. Möbius. Illustriert von Emil Weiss	909—923
FILMOPOLIS	
Von Arnold Höllriegel. Mit sieben Photographien . . . . .	924—929
KÜNSTLER-ANEKDOTEN . . . . .	929
EIN BRIEF AN „DAS LEBEN“ . . . . .	930—931
VON LEBENDEN UND TOTEN PROMINENTEN	
Anekdoten . . . . .	932
GETANZTE GROTESKEN	
Vier Photographien . . . . .	933—936
SPORT UND EROTIK	
Von Freifrau Paula von Reznicek. Mit Illustrationen von Suse Rotter . . . . .	937—940
WIEGENLIED	
Von Ludwig Achim von Arnim . . . . .	940
TRYPTICHON	
Von Gaston Picard. Illustriert von Prof. Glatz . . . . .	941—950
DIE MÖWE	
Novelle von Robert Michel. Illustriert von Fritz Linzer	951—955

Fortsetzung nächste Seite



	Seite
<b>DIE LIEBE DES ULRICH NEBENDAHL</b>	
Von Jerome K. Jerome. Illustriert von Helmut Stockmann . . . . .	956—960
<b>ER IST'S</b>	
Gedicht von Mörike . . . . .	960
<b>LEICHTE HÜLLE</b>	
Vier Photographien . . . . .	961—964
<b>DER KREIS</b>	
Von J. Koss. Illustriert von Leisser . . . . .	965—977
<b>APHORISMEN</b> . . . . .	977
<b>PARALLELITÄT</b>	
Zwei Photographien . . . . .	978
<b>DAS HEMD. — EIN GRADMESSE DER KULTUR</b>	
Von Frieda Vallentin. Mit sechs Photographien . . . . .	979—984
<b>DER NACHTFALTER</b>	
Von Henri Falk. Illustriert von S. W. Hauptmann . . . . .	985—988
<b>GEKRÖNTE HÄUPTER</b>	
Anekdoten . . . . .	988
<b>DER FRÜHLINGSWIND WEHT</b>	
Vier Photographien . . . . .	989—992
<b>WUNDERKINDER</b>	
Von Dr. Otto F. Mit acht Abbildungen . . . . .	995—1004
<b>IM INSERATENTEIL:</b>	
Silbenrätsel . . . . .	VI
Rätselaufösungen . . . . .	VII
Haarnadel und Bubikopf. Von Hilde Stein . . . . .	X—XI
Der erste Kuß Von Ladislaus Lakatos . . . . .	XII—XIII
Büchermarkt . . . . .	XIII
Kreuzworträtsel . . . . .	XIV

Die Original-Illustrationen können vom Verlag  
käuflich erworben werden

Copyright by Leipziger Verlagsdruckerei G. m. b. H.  
vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig / 1927





# Englisch wie ein Engländer

Spanisch wie ein Spanier, Russisch wie ein Russe usw. müssen Sie sprechen, schreiben und lesen können, wenn Sie aus Sprachkenntnissen im Geschäft, auf Reisen usw. Nutzen ziehen wollen.

Dieses Ziel erreichen Sie unbedingt, wenn Sie auf Grund der weltberühmten Unterrichtsbriefe nach der

## Methode Toussaint-Langenscheidt

lernen. Der Unterricht nach dieser Methode setzt weder Vorkenntnisse, höhere Schulbildung noch irgendwelche besondere Begabung voraus. Jeder kann danach lernen. Auch zur Auffrischung vorhandener Sprachkenntnisse ist die Me-

thode Toussaint-Langenscheidt der geeignetste Weg.

Schreiben Sie uns, für welche Sprache Sie Interesse haben. Wir haben uns erneut entschlossen, jedem Einsender des nebenstehenden Abschnittes (als Drucksache mit 5 Pfennig frankiert)

## eine Probe-Lektion portofrei, kostenlos

und ohne irgendwelche Verbindlichkeit zuzusenden. — Zögern Sie daher nicht lange, sondern schreiben Sie unbedingt noch heute.

Ich ersuche um Zusendung der in dem Magazin „Das Leben“ angebotenen Probelektion der

Sprache kostenlos, portofrei und unverbindlich.

## Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

(Prof. G. Langenscheidt) G. m. b. H.

Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 28-30

Gegründet im Jahre 1856

Name: .....

Beruf: .....  
(961)

Ort u. Str.: .....

V



## Silbenrätsel

Aus nachstehenden 46 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat aus Julius Cäsar ergeben:

a — a — char — de — e — e — e — ei — fel — ge — ger — hab  
ham — ho — i — il — kan — ko — korb — kow — let — lo — maul  
me — mus — nan — ne — nen — ni — ni — nor — o — phi — ri  
se — se — sen — swea — tan — tat — te — ter — ter — ton  
zett — zont

Die Wörter bezeichnen:

1. Landesbezirk		
2. Teil der Wüste		
3. Zwang für Hunde		
4. Böhmisches Stadt		
5. Verwandte		
6. Was heute nicht hoch genug veranschlagt werden kann		
7. Heiliger der katholisch.Kirche		
8. Kleidungsstück		
9. Weiblicher Vorname		
10. Deutsches Mittelgebirge		
11. Shakespearsche Dramenfigur		
12. Tonstück		
13. Frucht		
14. König von Israel		
15. Schicksalsgöttinnen		
16. Forscher		
17. Drama von Goethe		
18. Russische Stadt		
19. Sehkreis		

OTTO & Co, Chem-pharm. Labor.,  
Frankfurt/Main-Süd.

Falls „Citrovanille“ in Ihrer Apotheke nicht zu haben ist, erhalten Sie durch Versandapotheke gegen Einsendung dieses Ausschnittes und Beifügung von RM. — 50 in Briefmarken 2 Pulver als Muster und ausführlichen Prospekt.

Name: .....

Wohnort: .....



Jahr-  
zehnte bewährt  
Kein Herzklopfen  
Keine Magenbeschwerden  
Rasch wirkend  
5-Pulver-Packung RM. 1.15  
10-Oblaten-Packung  
RM. 1.30

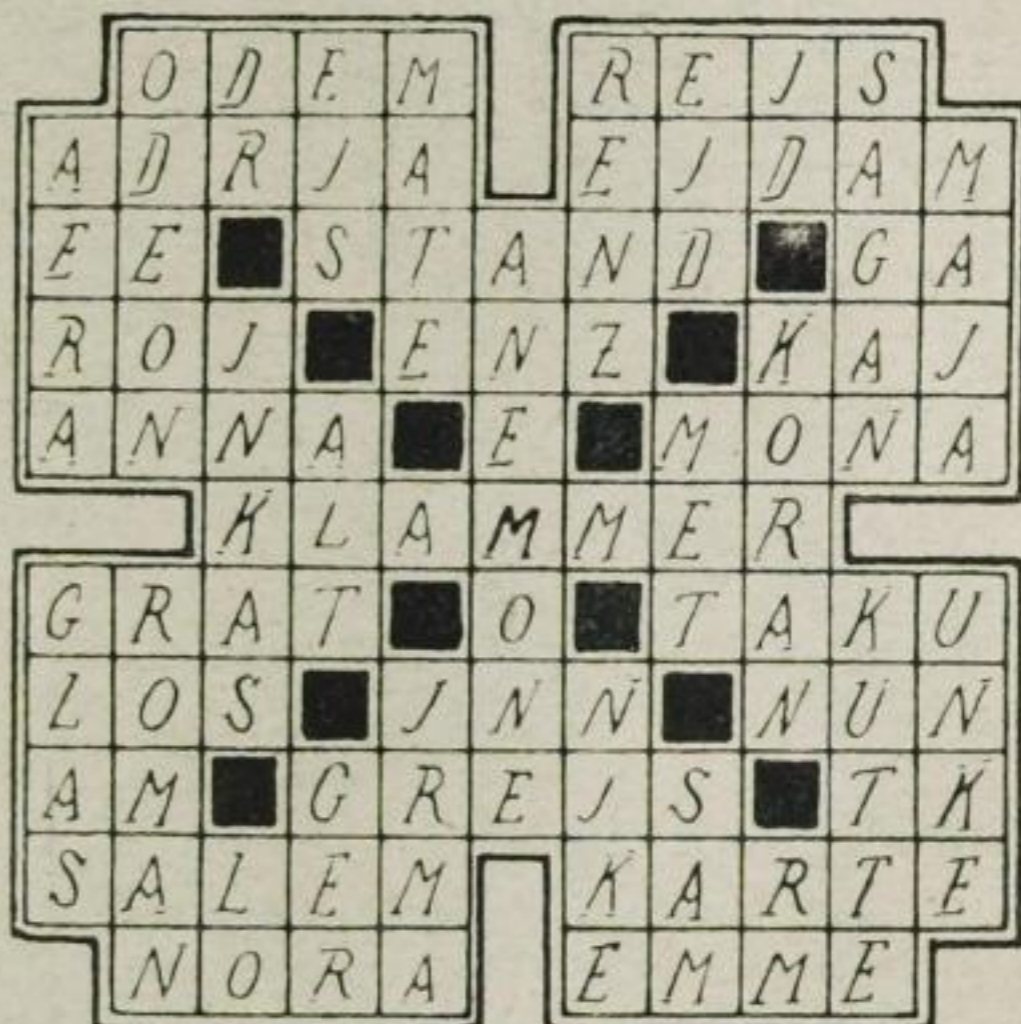


## Auflösungen der Rätsel aus Heft 9

### Versrätsel

1. Idylle  
Almanachen, Alma, Nachen,  
Lachen, machen.
2. Vision  
Leporello = oller Opel.
3. Neue Operetten  
Lehar = Rahel.
4.  
Ader — Adler.
5.  
Treue — Reue.
6. Betrübliches Ergebnis  
Badereise, Base, Bade, Eise, ade, Baderei.

### Kreuzworträtsel



## Männern neue Kraft

bringt Organophat. Anregendes Sexual-Kräftigungsmittel von hochwertiger Zusammensetzung, speziell für Männer. 30 Portionen M. 4,75, 60 Portionen M. 8,25. Ausführliche Anweisungen und hervorragende Urteile über Wirkung und Bekömmlichkeit sind jeder Originalpackung beigefügt. Versand nur durch die Löwen-Apotheke in Hannover, Bahnhofstraße 19. Bestandteile auf der Packung.



## Aetphotos

Pariser Salon- und Modellstudien  
Bildermappen f. das Herrenzimmer  
Interessante Naturaufnahmen  
Musterfendung auf Wunsch  
Postfach 323/Hamburg 36/133



## Pallabona-Puder

reinigt und entfettet das Haar auf trockenem Wege, macht schöne Frisur, besonders **Bubikopf**. geeignet für Bei Tanz u. Sport unentbehrlich. Zu haben in Dosen von #1.— an in Friseurgeschäften, Parfümerien, Drogerien u. Apotheken. Nachahmung weise zurück!



## „BLANCA“

seit 20 Jahren bewährt, das absolut unschädliche Mittel gegen

## Nasenröte

Gesichtsröte, Blutäderchen usw.

Glas per Nachnahme M. 3,50,  
Ausland Mark 4.— durch:

**BLANCA-VERTRIEB**  
Frankfurt a. M. - Süd

Postfach 1025 - Postscheckkto. 56428 Frftm.





**E**t was Entzückendes sind gesunde und lustige Kinder, namentlich wenn uns der Duft ihres reinen Atems berührt. Denn ebenso wichtig wie die Reinheit der Haut ist die Reinheit des Mundes und der Zähne, von der nicht nur Gesundheit und Schönheit der Kinder abhängt, sondern auch ihr Vorwärtkommen im Leben. Berührt doch nichts so unangenehm, wie ein unreiner Mundhauch. Deshalb soll man die Kinder von frühester Jugend an zu regelmäßiger Mund- und Zahnpflege mit „Odol“ anhalten. Sie danken es uns durch ihre Gesundheit, Schönheit und Lebenslust.

*Eine kräftige Mundspülung mit Odol  
verbürgt frisch duftenden Atem.*



# Charaktervolle Züge



Phot. Ufa

Maria Corda





Mme. Eloni-Bey, eine ägyptische Dame

Phot. Man Ray





Phot. Hutchinson

Anna Pawlowa, die russische Tänzerin





Die Gattin des japanischen Malers Foujita





# Das Wadonis

NOVELLE VON M. R. MÖBIUS

*Illustriert von Emil Weiss*

Den ganzen Tag war es drückend heiß und schwül. Die Kleider lasteten wie Bleigewichte auf dem Körper. Dora zog sich dreimal um, beim

letztenmal fiel ihr ein, auch die Wäsche abzulegen. Sie tat es, dabei betrachtete sie sich im Spiegel, fand sich jünger aussehend als achtundzwanzig



## Das Wagnis

Jahre, schlank und beinahe knabenhaft im Umriß. Während sie das weiße Musselkleid anlegte, verdunkelte sich das Zimmer. Die Spiegelfläche zeigte plötzlich schwarzen Glanz. Wetterwolken hatten sich zusammengezogen. Ein Windstoß warf Laub durchs offene Fenster; während es Dora schloß, flammte der erste Blitz quer durch das Gewölk. Gleich darauf krachte der Donner, als stürzte eine Steinlawine auf das Dach. Das Gewitter verzog sich schon nach einer halben Stunde. Nur der Regen strömte weiter. Gegen Abend öffnete Dora das Fenster, atmete den Duft der nassen Bäume, die wohlthuende, aufmunternde Kühle. Sie blieb am Fenster, bis sie fröstelte. Als sie ins Zimmer zurücktrat, sah sie wieder das weiße Rechteck auf der dunklen Fläche des Tisches, den Brief ihres Mannes. Beim Licht der Stehlampe las sie ihn zum letztenmal, nahm dann Streichhölzer, entzündete eines, hielt es unter den Brief, ließ ihn aufflammen. In einer Aschenschale brannte er langsam nieder, krümmte sich knisternd, rollte sich zusammen. Sie sah zu, ohne sich zu rühren, bis der letzte Rest verkohlt war, zerkleinerte die Asche, füllte sie in einen Briefumschlag. Bevor sie ihn verschloß, wiederholte sie schnell nacheinander alle die Gedanken, die sie seit Monaten gedacht hatte.

Heute waren es vier Jahre, daß sie mit Friedrich Melk verheiratet war. Ihr Vater, Oberst außer Dienst von der Haid, hatte ihr keine Wahl gelassen. Friedrich hatte damals eine leitende Stellung als Bergingenieur in den Muldenhütten. Tagsüber war er draußen, in trostlos verwüsteter Gegend, verqualmter und vergaster Atmosphäre, erst abends kam er in die Stadt. Setzte sich schweigend an den Tisch, hoffnungslos verfinstert von ergebnislosem Nachdenken, verstrickt in unzugängliche Pläne. Niemals hatte Dora daran teilgenommen, unfähig, schwierigere

Dinge der Chemie zu erörtern oder zu begreifen. Ihr Ahnungsvermögen versagte vor zahlenmäßigen Bedeutungen. Er wußte es und verzichtete auf Mitteilung seiner Gedanken. Zehn Jahre hatte er ausschließlich dieses Fach studiert, wie hätte er sich mit einer Frau darüber unterhalten können. Er sah sich auf das eigene Denken angewiesen. Was außerhalb seiner Gedanken lag, kam vorläufig nicht in Betracht. Den Abend verbrachte er mit abgelegenen Studien, zeichnend und rechnend. Er war einer Idee verfallen und vergaß darüber seine Frau. Sie warb um ihn bis zur Selbsterniedrigung, vergeblich. Im Laufe des zweiten Jahres zeigte sich, daß Friedrich falsch gerechnet hatte, das Unternehmen blieb erfolglos. Er gab die Stellung auf, stellte sich an die Spitze eines Konsortiums, das am Sauberg Zinn hereinzuholen hoffte. Eine Zeitlang gingen die Erträgnisse weit über das Erwartete hinaus, nach einem Jahr war jede weitere Bemühung aussichtslos geworden. Friedrich kehrte in die Stadt zurück, völlig verdüstert von Enttäuschungen. Dora hoffte, er würde sich nun auf sie besinnen, mit ihrer Hilfe das Gleichgewicht zu finden suchen. Aber es geschah nichts dergleichen. Sie drang in ihn, ihr seine Absichten wenigstens anzudeuten, er schwieg und zuckte die Achseln. Wochen vergingen in lähmendem Schweigen. Als die Geldentwertung beängstigende Fortschritte machte, setzte er den ganzen Rest seines Bankguthabens an der Börse ein. Dora erfuhr es erst, als die Spekulation geglückt war. Von diesem Tage an sann Friedrich auf ein neues Unternehmen; Wochen voll unheimlicher Spannung gingen hin. Endlich packte er den Koffer, reiste ab. Als sie ihn an der Tür fragte, wohin er gehe, zeigte sich, daß er es selbst nicht wußte.

Nach einer Woche schrieb er aus



einem Dorf im oberen Erzgebirge, er werde hier bleiben, es würde sich lohnen. Das war alles, sechzehn Worte auf einer Postkarte. Es warf sie hin. Am Abend schrieb sie ihm, fragte, ob sie nicht zu ihm kommen dürfe. Nein, alles sei zu einfach, beinahe widerlich in seiner Einfachheit. Dann kamen Wochen ohne Nachricht. Jeden Tag begann Dora einen Brief, zerriß ihn am Abend, fing morgens von neuem an. Aus der Zeitung erfuhr sie, daß man an der Stelle, wo sich Friedrich aufhielt, Wismut abzubauen begonnen habe. Einen Augenblick lang war sie entschlossen, einfach dorthin zu reisen und mit Friedrich zu sprechen. Dann lachte sie, laut und wie verzweifelt. Niemals würde sie ihn zum Sprechen bewegen können. Und wenn sie dort wäre: was sollte sie tun? Sicher war er den ganzen Tag so beschäftigt, daß sie ihn nur gestört hätte. Ja, sie war nur eine Störung seiner Arbeit, seines Lebens. Wie ein Besessener kniete er auf seinem Willen und trieb ihn rücksichtslos voran. Dem Glück stemmte er die Faust unter dem Kinnbogen und knirschte mit den Zähnen. Erfolg, das war alles. Dora begriff ihn, soweit sie in ihn einzudringen vermochte, sie machte sich ein Bild von ihm, und als es fertig war, fand sie, daß es nichts mehr gäbe, was sie verband oder verpflichtete. Da schrieb sie ihm zum letztenmal, übergab den Brief der Post. Nach einer Woche kam die Antwort: Eine neue Bohranlage sei im Gange, man breche jeden Tag zwei Meter Granit in einem Stollen, Wismut habe sich noch nicht gezeigt, sei aber nächstens zu erwarten. Diesen Brief verbrannte Dora, schickte ihm die Asche ohne weitere Erklärung. Sie war am Rande ihrer Geduld. Es gab nichts, was sie in ihrem Entschluß hätte aufhalten können. Mochten täglich vier und fünf Meter Granit gebrochen werden, mochte Wismut in

Hülle und Fülle eines Tages heraufgefahren werden, es war genug, es überstieg ihre Geduld, darauf zu warten. Am nächsten Morgen packte sie die Koffer, entschied sich, zunächst eine Freundin aus der Pensionatszeit zu besuchen, die sich mit einem Gutsbesitzer in Oberbayern verheiratet hatte.

Else Mattis hatte drei Kinder, die ihrer Pflege noch bedurften. Ein viertes Kind trug sie den sechsten Monat, das tat ihrem Aussehen großen Eintrag. Dora erschrak, wie sehr sich die ehemalige Freundin verändert hatte. Else sah es, lächelte und schwieg. Der Mann trat ein, schwerfällig in hohen Stiefeln, nervös beweglich in Blick und Gebärde. Als er ihr die linke Gesichtshälfte zuwandte, sah sie, daß diese bis hinter das Ohr völlig zerhauen, hinweggefegt war, so, daß die Haut zahlloser, breiter Narben den Knochen bedeckte. Inmitten dieser Verwüstung stand weit aufgerissen, lidlos das dunkle, spärende Auge, unheimlich gespannt, so daß Dora zum zweitenmal erschrak. Er schien gewohnt zu sein, daß man sich entsetzte, lächelte mit dem Rest des Mundes und vermehrte so das Grauen. Mit leichtfertiger Rede setzte er über das Unbehagen hinweg, scherzte, ein Granatsplitter habe ihn im Kriege allzu gründlich rasiert, und überwand so Doras Bestürzung. Nach ihren Absichten gefragt, gab sie vor, die Sommerreise nachzuholen. Sekundenlang fühlte sie des Mannes starres, linkes Auge beinahe schmerzhaft auf sich gerichtet, sie senkte die Augen, bemerkte, daß sie errötete und zweifelte nicht mehr, sie war durchschaut. Dennoch änderte sich nichts, auch in den nächsten Tagen blieb es bei freundlicher Besorgtheit um ihr Wohlergehen und ihre Unterhaltung. Mattis fand, man müsse sie zerstreuen. Er weckte alle Neigungen in Dora, die, jahrelang niedergehalten, zu Ausschweifungen drängten. Alle früheren Lebendigkeiten wurden wach.



## Das Wagnis

Es begann ein Leben leidenschaftlicher Bewegtheit. In der Morgenfrische ritten sie durch die nassen Wiesen, trabten durch den Wald zum Berg hinauf. Unten riß ein See sein dunkelblaues Auge auf, darüber stand wie eine Glocke strahlend blau der Septemberhimmel. In unsäglicher Schönheit reckte sich die Landschaft zum Horizont. Von namenlosen Gefühlen hingerissen, vollzog sich Letztes in ihr, lachend ließ sie sich los, jagte wie eine Kugel aus der Mündung des Gewehrs. Achtsam, vorsichtig gespannt, folgte ihr Mattis. Tollheiten lagen ihm im Blut, er entfesselte sie langsam, stückweise imponierende Verwegenheiten zeigend, reizte Dora zum rücksichtslosen Einsatz aller Kräfte. Bäumten die Pferde, Gefahr des Abstiegs witternd, lachte er und erzwang sich Schritt um Schritt. Erfahrungslos, ohne Blick für wirkliche Gefahr, hielt sich Dora knapp an seiner Seite. Der Wallach stolperte, geriet ins Gleiten, rutschte auf gestreckter Hinterhand über Geröll. Der Sattelturm riß, sekundenlang geschleift, kam Dora endlich aus dem Bügel, sprang auf, fing den Wallach an der Trensenleine. Springend und stolpernd erreichte sie den Grund der Schlucht, wo Mattis unbeweglich hielt, mit starrem Blick ihre Gestalt in sich hineinreißend. Sie erkannte diesen Blick, erschrak. Bevor sie ihn bat, stieg er wortlos ab, holte den Sattel aus der Schlucht. Der Schaden war zur Zeit nicht gutzumachen, er bot ihr seinen Fuchs an, sie weigerte sich, bestand darauf, ungesattelt heimzureiten. Er hob sie in gefalteten Händen, damit sie aufstieg, der Geruch ihrer Kleider schlug betäubend in sein Gesicht. Der Wallach fegte den Weg hinunter. Mattis nahm den Sattel, schwang sich auf den Fuchs, raste hinterher. Klirrend sprangen Kiesel von den Hufen. Im Galopp jagte der Wallach querfeldein. Mattis erreichte ihn nach einer Weile, rief ihm be-

ruhigende Worte zu. Vergeblich. Die Pferde hielten schnurgerade auf das Gut. Auf dem Hofe angekommen, stürzte der Wallach in den Stall. Ein Knecht hielt ihn an. Dora ließ sich von Mattis herunterheben, lächelte völlig erschöpft. Er trug sie ein Stück, langsam und bei jedem Schritt die leichte Last genießend, setzte Dora auf die Futterkiste, betrachtete sie, daß ihr graute vor der Macht seines Blickes, ging nicht weg, bis sie sich erhob und den Stall verließ.

Es verging eine Woche immer neuer, gegenseitiger Erregungen. Gefährlich federnd im Widerstand reizte sie den Mann, versuchte sie mit einem Blick, einem Zugeständnis im Tonfall, einer Bewegung der Hand. Er ließ sie nicht aus dem Auge, noch beim Einschlafen fühlte sie den Bann des dunklen, weit-aufgerissenen Auges, das kein Lid bedeckte. Sie verglich ihn mit Friedrich und erkannte, was sie zu dem Fremden zwang. Was die nächste Zeit an Wahrscheinlichkeiten bot, beunruhigte sie nicht. Ihr Blut drängte nach Rausch. Jahrelang hatte sie im Einerlei gelebt, sich an die Ereignisse kühn geschriebener Bücher gehalten, deren Atem und drängendes Tempo. Was ihr damals verwandt erschienen war, zeigte sich nun zugehörig. Sie fühlte sich einbezogen in den großen, brausenden Gang des Lebens, sie war mittendrin, nahm teil. Dieses Gefühl durchdrang sie wie ungeheures Glück. Es war immer da, erfüllte jeden Augenblick. Jeden Morgen streckte sie sich gierig nach neuem. Es gelang ihr, zehn Stunden des Tages mit Abenteuern auszufüllen, die ihr das Herz noch klopfen machten, wenn sie sich abends erinnerte. Bald erkannte sie: Mattis war der Mittelpunkt. Auf ihn bezog sich alles, was sie tat und dachte. Es kam nur auf die Gelegenheit an, auf die Spannung eines Augenblicks, und sie hätte die letzten Widerstände aufge-





Steil wie eine Flamme lehnten sie an der Wand.

geben, wäre ihm verfallen. Bevor es geschah, wurde sie von Else gebeten, den Tag ihrer Abreise zu bestimmen. Kein Wort fiel über den Mann; wehmütig lächelnd breitete Else die Hände über ihren hohen Leib und sah an sich nieder. Das genügte. In einem Wirbel widerstreitender Gefühle, den Blick gesenkt, ging Dora langsam hinaus. Auf dem Flur im ersten Stock begegnete ihr Mattis. Sie blieb stehen, sah ihn mit verdunkelten Augen an, beim nächsten Herzschlag ergriff er sie, bog das Gesicht in die Fülle ihres Haares. Steil

wie eine Flamme lehnten sie an der Wand. Keuchend vergingen Minuten. Dann riß sie sich los, eilte in ihr Zimmer, schob den Riegel vor.

Am Abend war sie schon in München. Die Geborgenheit des Hotels brachte keine Entlastung, sie war allein, ohne Ansatzpunkt gespannter Kräfte. Aus der Trostlosigkeit abgenutzter, fremder Möbel, Unfreundlichkeit geborgter Gegenstände flüchtete sie gegen neun Uhr in den Speisesaal, aß für sich am kleinsten Tisch, hielt sich hin mit Essen und Trinken, nur, um etwas anderes zu



## Das Wagnis

tun als nichts. Vorsichtig sah sie sich im Saale um, beobachtete ihre Umgebung, stellte fest, sie wurde ebenso beobachtet, erregte Aufsehen. Ein älteres Ehepaar stritt sich über ihr Alter. Sie schrieb auf einen Zettel des Notizblocks: Nächste Ostern darf ich konfirmiert werden. Ließ den Zettel durch den Kellner hinüberbringen. Das Ehepaar brach auf. Es blieben eine Anzahl Herren, die aus Langeweile rücksichtslos herübersahen. Dora fühlte auf jeder Handbreit ihres Körpers zudringliche Blicke. Es war zuviel für ihren Stolz, sie erhob sich, nahm den Lift, gelangte in ihr Zimmer. Eine Stunde wollte sie noch aufbleiben, jede Minute wurde Ewigkeit. In der Unermesslichkeit der Zeit war kein Halt. Sie jagte ihren Gedanken nach, nur um etwas zu haben, woran sie sich halten konnte. Aus dem Wirrwarr löste sich der Satz: Ich bin allein! Nichts im Zimmer, keines der nur hergezeigten, kaum geliehenen Dinge konnte verhindern, daß sie das Gefühl der Einsamkeit bis zum äußersten durchdrang. Dieses Zimmer schien geschaffen in einsamen Stunden rückhaltlos elend zu machen. Nichts bot sich Dora an, nichts kam ihr zu Hilfe. Es folgte ein tiefer, schmerzhafter Eingriff, währenddessen sie nahe dem Entschluß war, wieder heimzureisen. Aber am nächsten Morgen fand sie es selbstverständlich, fern zu bleiben. Friedrich würde es ertragen, daß sie getrennt lebten. Es galt, sich zu beweisen, daß sie es aushielt ohne ihn, das Leben war nur möglich um den Preis des Alleinseins.

Wie verabredet, stellten sich im Laufe des Tages Ereignisse ein, die sie überzeugten, sie brauche keinen Plan mehr, keine Absicht, keinen Entschluß. Die Ereignisse kamen auf sie zu, weil sie danach verlangte. Da sie zu allem entschlossen war, entging sie nicht einem Herrn von vernachlässigter Eleganz, der nichts hatte, um sich vor der

Hand vor ihr zu beweisen, als die Erklärung, er heiße Schrey und sei Baron. Er glaubte Ansprüche an seine Zeit zu haben, die niemand berücksichtigte, war voller Verachtung für alles, was auf der Erde herumkroch, übertrieben stolz und anspruchsvoll aus Langeweile. Da er Einfälle hatte, unterhielt sie sich, ließ sich mit Redensarten zudecken und gefiel sich in der Fragwürdigkeit dieser Beziehung. Kein Gedanke einer Rechtfertigung störte sie, an allen Fasern fühlte sie sich hingezogen zu dem Kreis, wo das Leben Schwung und Tempo hatte, wo alles eingesetzt wurde, um zu gewinnen oder zu verlieren. Ihr Ahnungsvermögen entschied, Schrey müsse diesem Kreise angehören; sie vermutete, er wäre Spieler. Abends, als sie in einem Restaurant einander gegenüber saßen, erstaunte sie über die Bestimmtheit seines Auftretens, die Zuverlässigkeit in den Angaben der Speisenfolge, so daß sie schließlich erklärte: falls er wirklich kein Hochstapler wäre, müsse er allerdings Baron sein. Er sah sie aus grauen Augen unachtsamlich prüfend an, lächelte dann und gestand, ohne Geld zu sein. Mit einer Bereitschaft, die Dora stutzig machte, fügte er hinzu, sein Vermögen sei durch die Geldentwertung so gut wie vernichtet. Sie nahm sich vor, auf ihn zu achten, denn noch schien es ihr zu früh, ihn aufzugeben.

Er rühmte beiläufig ein Kabarett von wirklich künstlerischer Haltung. Sie merkte sich den Namen, wiederholte ihn nach einer Stunde, als er fragte, wo sie den Abend verbringen wollte. Da es nicht weit entfernt war, gingen sie. Es kam ein Portal mit weißleuchtender Milchglashaube, Treppen mit roten Läufern und tiefhängenden Kristalllampen. Eine Wolke von Wärme, Parfüms und Zigarettenrauch schlug Dora an der Tür entgegen. Ein Diener in dunkelviolettem Frack wies ihnen die Loge an. Eine Tischlampe mit orange-



farbenem Seidenschirm überschwemmte ihre Hände, ihre Arme und den Ausschnitt mit gelbem Licht. Schrey blieb im Hintergrund, stehend an die Wand gelehnt. Dora beachtete nicht die Vorgänge auf der Bühne. Mit allen Sinnen hängte sie sich an das Leben ihrer Umgebung, an das erregte Zusammensein vom Wein gelockerter Menschen, an das gewagte Spiel von Blick und Gehärde und das stumme Aneinander vorbei voll Reizung und Widerstand, Angebot und Verzicht. Mit allen Nerven schmiegte sie sich an den Lärm, deutete Bruchstücke einer Unterhaltung, bestimmte einen Tonfall. Bebend ertrug sie den starren Blick eines jungen Mannes, lächelte und fragte sich, was daraus entstehen könnte. Gierig trank sie Wein, lachte und verschenkte ihre Schönheit an jeden, der sie sah. In der Pause wurde im breiten Gang zwischen den Tischen des Parketts getanzt. Ueber dem Zuschauen erregte sie sich bis zur Unerträglichkeit. Da die Melodie von einigen gesungen wurde, sang sie mit. Nichts erinnerte sie an die Fragwürdigkeit der Stunde. Der Taumel riß sie hin. Schrey hielt sich im Hintergrund, lächelte und rauchte. Ein Herr trat plötzlich in die Loge, bat sie um den Tanz. Er hatte noch nicht ausgedet, da bemerkte er Schrey, verstummte, verbeugte sich und ging hinaus. Dora entdeckte ihn nach einer Weile in der Loge nebenan, ein zweiter Herr saß ihm gegenüber, dessen eindringlicher Blick ließ sie nicht los; ihre Lider hoben sich zum zweitenmal, und sie erkannte einen Mann, der über sie hätte verfügen können. Zitternd ertrug sie es, daß er sich von fern ihrer bemächtigte. Von da ab erreichte sie kein Vorgang mehr, kein Gespräch, keine Bemerkung. Schrey gab sich vergeblich Mühe, sie zu überreden oder herauszufordern. Wie einen Griff fühlte sie den Blick des Fremden im Gesicht. Es überstieg ihre Kräfte, sich zu wehren;

da sie sich preisgegeben sah, genoß sie ihre Niederlage, wie berauscht erhob sie sich.

Die beiden Herren überholten sie, während sie sich den Mantel umhängte. Als sie den Lichtkreis des Portals verließ, wurde sie gepackt und in ein Auto gehoben. Schrey, der ihr nachstürzte, erfaßte den Griff an der Tür, ein Faustschlag auf die Hand, ein Schrei, das Auto raste in die Dunkelheit. Dora ließ alles geschehen, als wäre es verabredet. Als sie an der nächsten Laterne vorüberfuhr, erkannte sie neben sich das Gesicht des Mannes, dessen Blicke über sie entschieden hatten. Wie ein Bogen war sein Mund gespannt. Unter den krummen Jochen der Augenbrauen standen unbewegt die dunklen Augen. Ein Lächeln flog blitzschnell über sein Gesicht, da er bemerkte, daß sie ihn musterte. Das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf. Er ergriff ihre linke Hand, binnen kurzem beruhigte sie sich, fand die Lage ihren geheimsten Wünschen angemessen. Endlich wagte sie zu fragen. Er nannte sich Maxim, der andere neben dem Chauffeur hieß Drill, Eduard Alexander Drill. Darauf fragte sie, was man vorhabe. Das hing ganz von ihr ab; er habe sie überumpelt, weil sie andere Männer wert wäre als diesen Schrey, der nichts anderes ins Auge fasse, als Geldtaschen und Bankguthaben in den Händen schöner Frauen. Ein gewerbsmäßiger Plünderer, ein Räuber. Ob sie Schrey ihr Hotel bezeichnet habe? Nein. Dann erwarte er sie morgen im Frühzug nach Berlin. Dora sagte zu, ohne Entschluß. Es gab nichts, was zu überlegen gewesen wäre, nichts, was gefordert hätte, daß sie sich gegen andere Möglichkeiten durchsetzte und entschloß. Maxim war die Möglichkeit, die ihren Antrieben entsprach.

Kein Widerspruch erhob sich, als sie vor ihrem Hotel das Auto verließ. Ohne Schwankungen der Stimme forderte sie

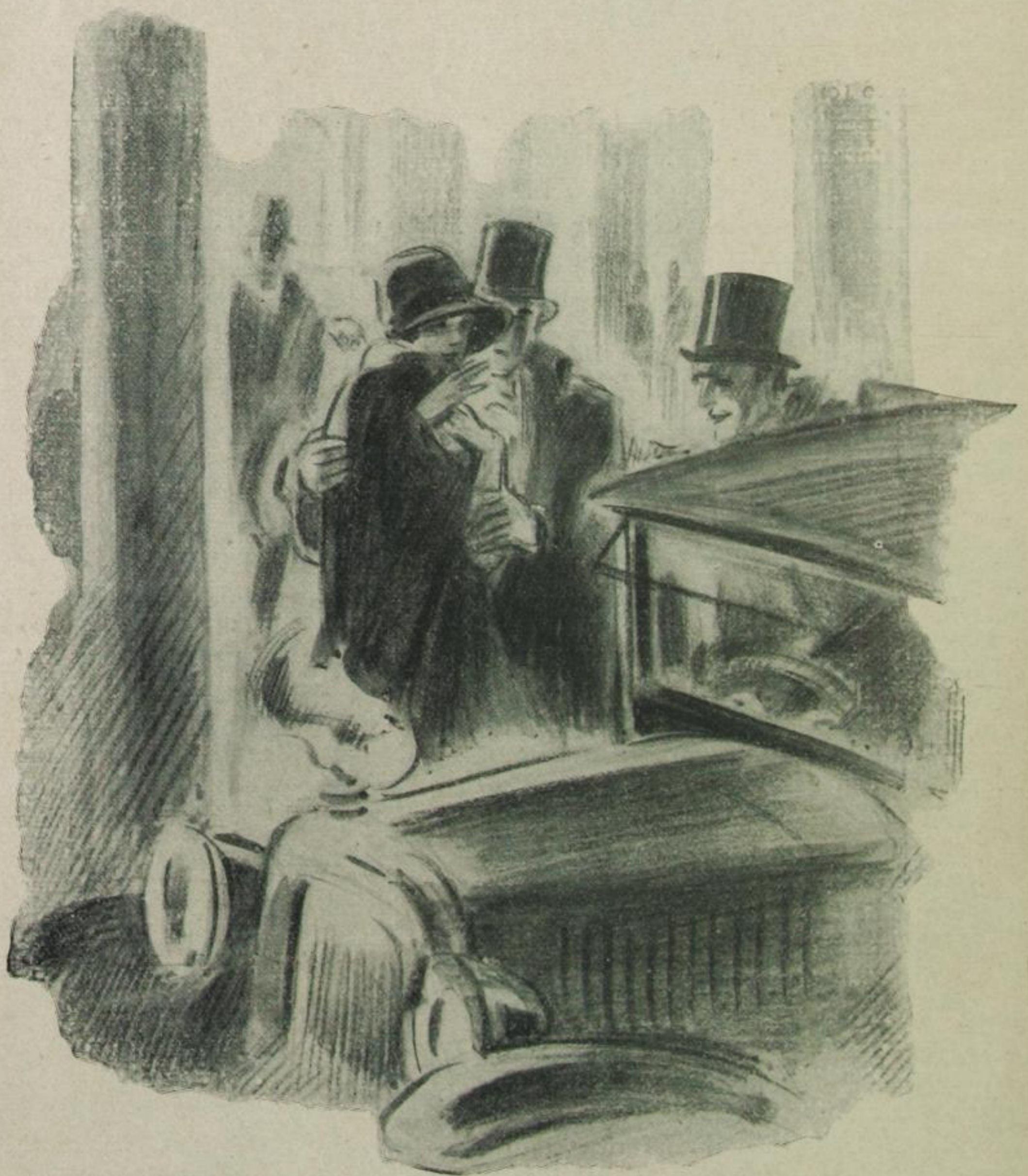


## Das Wagnis

für morgen früh vom Portier die Rechnung. Sie würde abreisen, fügte sie hinzu, da der Portier, von ihrer Haltung überrascht, einen Umzug vermutete.

In der jederzeit gefährdeten, dennoch sicheren Bewegung des Schnellzuges fand Dora ihr eigenes Tempo wieder. Der rasende Schwung der Räder entsprach vollkommen der Ungeduld, womit sie vorwärts drängte. Weiter, immer weiter, wiederholte sie mehrmals jede

Stunde. Sie fragte nicht, wohin. Das Ziel galt nichts, Bewegung alles. Nur kein Stillstand, keine Ansiedlung im Einerlei. Maxim unterschied sich darin nur durch seine Bereitschaft zur Gewalt. Er hatte das Handgelenk dazu und den geübten Griff. Sein Instinkt vermutete in Dora eine Frau von ungenutzter Energie, von Unbedenklichkeit im Einsatz und kühner Beweglichkeit. Er gestand ihr Rassigkeit in dem



Als sie den Lichtkreis des Portals verließ, wurde sie gepackt und in ein Auto gehoben.



Maße zu, als sie ohne Sentimentalität die Dinge ins Auge faßte. Daß sie ihren Mann verlassen hatte, fand er selbstverständlich. Die Ehe wäre keine Verabredung, sich auszurotten durch Verzicht. Maxim verlangte stählerne Elastizität, souveräne Regelung von Hingabe und Widerstand. Wo die Federkraft versagte, entstand der Bürger. Er war alles andere als das, er war das Gegenteil, der Abenteurer. Dora fand, er entspräche jenen Vorstellungen, die sich beim Lesen in ihr niedergeschlagen hatten. Sie hielt sich an das Sichtbare, obgleich sie ahnte, daß es viele dunkle Hintergründe haben müßte. Er widersprach nicht, an gefährlichen Unternehmungen beteiligt zu sein. Im übrigen verbarg er sich, ließ nur Nebensächliches erraten. Ihre Klugheit bewahrte sie vor Einbrüchen in die private Sphäre, sie sah voraus, daß Maxim leichter nach seinen Handlungen abzuschätzen wäre als nach seinen Worten. Was er vorhatte, blieb ihr ein Rätsel. Eines nur stand fest: er würde über sie verfügen.

Maxim steuerte den graulackierten Wagen selbst vom Bahnhof nach der Kaiserallee. Eine Flut von künstlichem Licht warf sich gegen die Dunkelheit der Nacht. Unerhörtes Erwarten fieberte Dora jede Minute entgegen. Der flotte Takt des großstädtischen Verkehrs spannte ihre Nerven zum Zerreißen. In den Knien bebend, stieg sie aus, glitt im Lift durch drei Stockwerke, betrat eine geräumige Wohnung, sank in einen Ledersessel, schloß sekundenlang die Augen. Ihr war, sie stürze einen Schacht hinunter, endlos, ohne Anprall. Schwindel ergriff sie, jagte das Blut in ihr Gehirn. Alles verwirrte sich, stürzte in Nacht. Als sie wieder aufsaß, saß Maxim ihr gegenüber, rauchte eine Zigarette. Sein Blick unterwarf sie, straffte ihre Nerven. Sie erhob sich, suchte zu lächeln; er geleitete sie in ein Zimmer, wies es ihr an mit einer Hand-

bewegung, verabschiedete sich. Ueppigkeit umfing sie, Luxus betäubte ihre Sinne. Licht in allen Farben breitete sich aus. Im Nebenzimmer stürzte heißes Wasser aus vernickelten Apparaten in die weißgekachelte Wanne. Alles war bereit, bot sich an, ihr zu dienen. Dora sah auf ihren Koffer, die Pupillen weiteten sich, einen Augenblick lang überflutete sie Angst, dann reckte sie sich, lachte, riß die Schlüssel aus der Tasche, öffnete den Koffer. Nach dem Bad sank ihr solche Müdigkeit ins Blut, daß sie einschlief, ehe sie daran dachte. Es war neun Uhr, als sie erwachte. Auf das Tablett mit dem Frühstück legte die Aufwartung, ein älteres Mädchen mißtrauischer Natur, einen Zettel: Mittags zurück, Wagen steht zur Verfügung, Maxim. Dora stellte fest, er ließ ihr Freiheit; das beruhigte sie. Gegen elf Uhr fuhr sie zur Bank, bei deren Filiale ihr Mann sein Konto hatte, verhandelte mit einem Prokuristen, lieh sich Geld. Gereizt von den Auslagen imponierender Geschäftshäuser, kaufte sie Kleinigkeiten, um sich zu beschäftigen. Völlig zerstreut kehrte sie in das Haus der Kaiserallee zurück, unfähig, ihre Gedanken auf eine bestimmte Linie zu bringen. Bis zum Wiedersehen mit Maxim suchte sie vergeblich die Grundfarbe ihrer Stimmung. Bei Tisch überraschte Maxim mit der Frage, ob sie Antwerpen kenne. Nein. Morgen vormittag führe er hinüber, er rechne damit, daß sie ihn begleite. Eduard Alexander Drill wäre schon unterwegs. Hundert Fragen drängten sich ihr blitzschnell auf, sie schwieg und nickte nur. Ein Blick von ihm genügte, sie zusammenzufassen. Er hatte Gründe, sein Vorhaben im Ungefähr zu lassen, es zu verschleiern mit Nebensächlichem. Sie versprach, unbedingt zu schweigen, ohne zu wissen, worum es ging. Er nahm es als ein Zeichen, daß er sich nicht in ihr getäuscht hatte.



## Das Wagnis

Den Nachmittag hatte Maxim für das bestimmt, was er den Sport nannte. Sie fuhren bis an die Peripherie im Süden, betraten ein Terrain mit glasbedeckten Häusern. In einem Seitenpavillon wartete der Trainer Klima, einen Bademantel über dem verwaschenen Trikot. Dora sah ein Trapez, einen Ball an einer Schnur, Degen, Körbe, Boxerhandschuhe und anderes Gerät. Maxim entnahm dem Schrank einen Paken weißleinene Männerkleider, öffnete Dora eine Kabine, forderte sie auf, anzuziehen, was ihr paßte. Mechanisch streifte sie die Kleider ab, probierte dies und jenes, fand endlich etwas Passendes. In Segeltuchschuhen ging sie zurück. Maxim hatte sich ebenfalls umgekleidet, spannte bereits die Klinge eines leichten Bogens. Unter Zurufen begannen die beiden Männer einen Gang Florett. Klima lauerte wie eine Katze auf, Maxim griff ihn an. Dora ließ ihn keinen Augenblick mehr aus dem Auge. Die Geschmeidigkeit, Beweglichkeit seines Körpers überstieg ihre Einbildung. Jeder neue Angriff begeisterte sie mehr, sie nannte ihn ihren Herrn und Meister. Er gab ihr den Degen, zeigte, worauf es ankam. Klima unterrichtete weiter, während Maxim am Sandsack übte. Nach einer Weile kam er zurück, löste Klima ab. Es ging nicht, vor seinem Blick vergaß sie jede Regel, wirbelte den Degen ohne Richtung. Er drang in sie, reizte ihren Stolz, befahl, schrie ihr Kommandos zu; in einer Art von Wut hielt sie ihm stand, riß sich zusammen, arbeitete blindlings, nahe den Tränen. Er sah es, gab nicht nach, forderte das letzte, hielt sie geschickt fortwährend in Gang, bis ihr der Degen aus der Hand fiel. Dann nahm er sie lächelnd in die Arme, trug sie aufs Feldbett. Während Dora noch um Atem rang, begann Maxim mit Klima einen Boxkampf. Ueber dem Hinsehen vergaß sie ihre Erschöpfung. Maxim fegte mit weitem Schwung

Klima in die Ecke. Dora schrie auf, die beiden Männer lachten, begannen von neuem. Keuchend hielt sich Klima, Maxim erlahmte. Mit fliegenden Pulsen kam er zu ihr, setzte sich auf die Bettkante. Klima hing sich den Mantel um, rauchte eine Zigarette. Dora fand, er sah jetzt besser aus in der Erhitzung, nur die Grimasse des Gesichts hielt sie ab, ihn schön zu finden. Nach der Pause repetierte Maxim mit dem Trainer die wichtigsten Griffe der Selbstverteidigung, zeigte Dora, wie man mit einem Griff den Gegner entwaffnete. Mehrmals standen sie gedrängt Leib an Leib, das letzte Mal überflammte sie die Lust, er stieß sie von sich, ging hinaus. Dora zog sich um, ihre Hände flogen, kaum wagte sie, ihren Körper zu berühren. Es gab keine Rettung, keinen Ausweg, sie wußte es, sie nahm es hin wie ein Geschick. Klima trug den Pistolenkasten ins Freie. Maxim wartete am Scheibenstand hinter dem Pavillon. Dora ging langsam hinüber, sah, wie er die Waffe in der Hand wog, zielte, schoß. An Stelle der Scheibe waren Porzellanhütchen im Kreise aufgehängt, das oberste ging in Stücke. Eins nach dem anderen zerbrach. Das letzte blieb. Dora trat an die Barriere, er gab ihr die Waffe. Fünfmal schoß sie vorbei, der sechste Schuß erst saß. Maxim war dennoch zufrieden, als er die Einschläge der Fehlschüsse besah. In engem Fünfeck lagen sie um das Ziel. Auch Klima applaudierte mit einem vorsichtigen Augenaufschlag.

Maxim stieg unterwegs aus, sprach von Geschäften, verabredete mit ihr die Tischzeit in einem Restaurant der Innenstadt. In peiniger Unruhe vergingen die zwei Stunden. Im letzten Augenblick fand Dora zum dritten Male das helle Kostüm entschieden unpassend, kleidete sich um. Maxim saß bereits am Tisch, diktierte dem Kellner. Der Lärm um sie herum deckte ihre Aufregung, sie verbarg sich hinter ge-





Dann nahm er sie lächelnd in die Arme,  
und trug sie aufs Feldbett.

räuschvollem Auftreten, beschleunigte das Gespräch. Maxim bemerkte, daß sie Aufsehen erregte. Ein Reiz unwiderstehlicher Wirkung hatte ihre Schönheit noch erhöht, ein Grad von Lässigkeit machte ihre Haltung bezaubernder. Als Kenner der Frauen

wußte er, was diesen Zauber hervorgerufen hatte, und erwog, ihr heute Nacht das Verlangen zu nehmen. Keine Leidenschaft bestimmte ihn, keine Verpflichtung der Sinne oder der Nerven. Er verwaltete sich souverän, dachte nur an das nächste Unternehmen, schaltete



## Das Wagnis

sich und seine Helfer wie Motoren ein. Von richtiger Einschätzung der verfügbaren Kräfte hing der Erfolg ab. Er entschied, Dora hinzuhalten und zu steigern. Auf der Fahrt zum Klub spielte er mit ihr, reizte sie brutal, ohne mehr zu wollen als Gereiztheit. Dora wehrte sich, schlug ihm die Hand gegen die Wagentür, daß es dröhnte. Er lachte, das versteifte ihren Widerstand. Schließlich schaltete sie die Lampe an der Wagendecke ein, behielt den Schalter in der Hand. Er zog den Hut ins Gesicht, lehnte sich zurück, schwieg, betrachtete sie von der Seite. Ihr Mund zog sich wie ein Strich in die Winkel. Sie sah gerade aus, rührte sich nicht, bis der Wagen hielt. Maxim schloß eine Tür auf, verbot, Licht zu machen, zog Dora Treppen hinauf, steile, gefährliche Treppen. Ein Schlüssel knirschte, es kam die überheizte Luft eines Korridors, die Schwüle eines Kabinetts. Grelles Licht flammte auf, Mäntel und Hüte hingen an der Wand. Sie zögerte, den Mantel abzulegen; er lachte, nahm ihn ihr von den Schultern. Lärmende Gesellschaft empfing Maxim im dämmerig erleuchteten Raum. Nebenan wurde getanzt, die Grammophonmusik war kaum zu hören. Maxim führte Dora durch die Räume, zeigte sich mit ihr. Neugierige Blicke erwiderte sie mit abweisendem Gesicht. Sie fühlte, niemand in dieser Gesellschaft war ihr angemessen, niemand hätte sich ihr vertraulich nähern dürfen. Man tanzte, trank, rauchte und spielte. In dunklen Ecken wurde Dunkelstes verabredet. Verworfenen aus allen Schichten reckten sich betäubt aus der Verzweiflung. Verbrecher operierten im Frack, Dirnen in feinsten Toiletten. Ein rothaariges Mädchen, kaum erwachsen, tanzte nackt. Ein türkischer Jude lallte betrunken Lieder seiner Heimat. Die verdunkelte Stimme einer Tatarin sank ihr ins Gehör. Ein Hündchen bellte, und das war beinahe Wohltat. Maxim saß am

Roulette. Sie stellte sich hinter ihn, achtete auf das Spiel. Verluste brachten ihn auf. Mit kaum bewegtem, steinbleichem Gesicht erhöhte er jedesmal den Einsatz. Verlor. Als er das letzte wagte, zog sie seine Hand zurück, setzte sich auf seinen Platz. Die Kugel klapperte. Dora gewann. Beim zehnten Einsatz kam alles zurück, was er verloren hatte. Sie stand auf, lächelte, überließ ihm das Geld, den Platz. In der vollkommenen Blässe seines Gesichts brannten die dunklen Augen, trafen Dora mit einem Blick, der ihr grauenhafte Angst einjagte. Schweigend setzte er sich hin, verlor, gewann einen Teil zurück, verlor wieder. Eine Ewigkeit ging das so weiter. Erst als er alles Geld wieder in der Hand hatte, brachen sie auf. Sein Gesicht glich grauer Asche.

Auf der Fahrt nach Antwerpen versuchte Dora nochmals, ihm das Geheimnis des neuen Unternehmens zu entreißen. Er schwieg beharrlich, setzte ihren Fragen ein nichtssagendes Ungefähr entgegen. Sie stellte fest: ein Fechtturnier fand statt, ein Russe würde auftreten, den sie über zwei Tage nach dem Turnier zu fesseln hatte. Maxim wiederholte mit Betonung: fesseln! Und sie wußte, was gemeint war. Er versprach ihr nichts, erklärte aber, er betrachte das als ihre Prüfung. Mit keinem Zug ihres Gesichts verriet sie, daß sie sich widersetzte. Völlig im ungewissen, was sie tun werde, überließ sie sich seinen Anordnungen. In Antwerpen, preisgegeben einer fremden, verwirrenden Stadt, schmiegte sie sich enger an seinen Willen, faßte Mut zu ihrer Aufgabe. Ihr Spürsinn erriet, ein Spiel war abgekartet, das gelingen mußte, wenn niemand versagte. Sicherheit lag in der Unterwerfung. Was später kam, war unberechenbar, an letzter Stelle verwahrte sie den Gedanken der Flucht. In den Gesellschaftsräumen des Sporthotels stellte





In den Gesellschaftsräumen des Sporthotels stellte ihr Maxim den Russen vor.

ihr Maxim den Russen vor. Mitja Gullinow, etwa in ihrem Alter, von mädchenhafter Weichheit des Gesichtsausdrucks, leicht zum Lachen geneigt, gesprächig ohne Geschwätzigkeit. Sein schwärmerischer Blick aus hellen,

grauen Augen trieb ihr das Blut zum Herzen. Sie fühlte, er würde sie tiefer verpflichten, als in ihrer Absicht lag, Sie bangte für die Aufgabe. Gegen ihren Willen vollzog sie unmerkliche Bindung; schon am ersten Abend zeigte



## Das Wagnis

sich, ihre Phantasie umkreiste ihn mit letzten Wünschen. Von Maxim getrennt, empfand sie glückliche Erleichterung im Rückgang eigenmächtig auftretender Spannungen, im Nachlassen heimlich betriebener Wachsamkeit und gewaltsam hergestellter Haltung. Aufatmend überließ sie sich dem Antrieb ihres Blutes, ihrem Temperament und ihrer Neigung.

Mitja, gelassen bis zur Trägheit, folgte achtsam ihren Einfällen und Launen, gewöhnte sich aus Langeweile an die Besonderheiten ihres Auftretens, ihre Unbekümmertheit und Ursprünglichkeit. Was er am meisten bewunderte, war ihr Gang, das von den Hüften ausgehende Schreiten ihrer langen, geraden Schenkel. Er hätte nicht sagen können, was schön daran war, aber er empfand es bis zum äußersten. Da sie der Unterhaltung folgen konnte und in der Ebene seiner Gedanken nicht versagte, zog er sie in endlose Gespräche. Er schonte sie mit Fragen, überzeugt, Maxim habe Ansprüche, die zu respektieren wären. Seine Redseligkeit verführte ihn, von sich selbst zu sprechen. Angehöriger einer alten, adligen Familie, früher ansässig im Gouvernement Taurien, lebte er als Emigrant in Nizza, bewohnte vorübergehend ein Landhaus in der Nähe von Antwerpen. Völlig hingerissen von der Gelegenheit, von dem zu sprechen, was ihn anging und seine Einsamkeit beschwerte, eröffnete er ihr nach dem Gelöbnis unbedingten Schweigens, die Familie habe ihn beauftragt, einen großen Smaragdschmuck von bedeutendem Werte, den seine Großmutter von der Zarin als Geschenk erhalten hatte, in Antwerpen gelegentlich versteigern zu lassen. Wie Blitzlicht erhellte sich für Dora der Sinn des Unternehmens: Maxim wollte sich des Schmuckes bemächtigen! Ihre Lider senkten sich, sie nahm alle Kraft zusammen, die nächsten Minuten ohne Verrat zu be-

stehen. Das Blut sauste ihr in den Ohren, minutenlang hielt sie sich aufrecht, dann taumelte sie, ergriff seinen Arm. Er geleitete sie vorsichtig die Straße hinauf bis in ihr Hotel. Sie gab ihn nicht frei, er zögerte, führte sie dann unentschieden bis vor die Tür ihres Zimmers. Einen Augenblick standen sie schweigend Auge in Auge, dann öffnete er schnell die Tür, folgte ihr ins Zimmer. Fassungslos weinte sie alle Tränen über seine Hände, sein Gesicht, unaufhaltsam schluchzte und stöhnte sie, und er schenkte ihr ratlos, völlig überrascht alle Zärtlichkeiten seiner früh erprobten Jugend.

Von dieser Stunde ab vermochte Maxim nichts mehr über sie. Er bemerkte es nicht, denn scheinbar war sie ihm zu Willen, unterwarf sich Mitja. Die Beschattung ihres Blickes entging ihm nicht, er hatte dafür die naheliegende Erklärung. Im Turnier kämpfte er mit wechselndem Glück, er versagte sich den Ehrgeiz, in seiner Klasse Sieger zu werden. Mitja schied am letzten Tage mit allen seinen Chancen aus, eine Sehnenszerrung in der rechten Hand hatte ihn erlahmt. Es fiel Dora leicht, ihn zu bestimmen, zwei Tage noch mit ihr in der Stadt zu verbringen. Er sah darin ein Versprechen vollkommener Beglückung. Hinreißende Geständnisse heimlicher Verliebtheit enthielt jede ihrer Bewegung, jeder Blick, jedes Wort, sie streckte sich in das anwachsende Gefühl mit sorglosem Behagen, spielte alle ihre Reize hin und versagte sich nichts. Kaum war Maxim aus der Stadt verschwunden, ging sie unbemerkt zum Fernsprecher, verlangte den Polizeipräsidenten, benachrichtigte ihn mit fester Stimme von dem Anschlag auf das Landhaus Gullinows. Mit der Kraft der Verzweiflung hielt sie sich den Abend aufrecht, berauschte sich mit zahllosen Getränken, überließ sich ihrem hingehaltenen Verlangen. Diese Nacht sank sie stöhnend bis auf



den Grund ihres Blutes, bis an den Rand ihres Daseins. Ihre Unersättlichkeit wich erst gegen Morgen. Wie von Wahnsinn eingeholt erhob sich Mitja, verließ sie ohne Abschied. Mittags erreichte ihn die Nachricht, Einbrecher seien gegen Morgen in seinem Landhaus überrascht und festgenommen worden. Unter den Festgenommenen befinde sich schwer verletzt der kürzlich in Antwerpen aufgetauchte Herr Maxim, sicherem Vermuten nach der berüchtigte Führer einer internationalen Einbrechergesellschaft. Mitja sah sekundenlang starr auf den Zettel, erhob sich, ging ans Fenster. Nichts verriet ihm, daß Dora den Anschlag verübt hatte, er sah in ihr die Beteiligte, die seine Abreise verhindert hatte. Minutenlang erwog er, sie verhaften zu lassen, dann lächelte er, schrieb ihr einen Zettel: Reise schleunigst ab! Unverzüglich packte er dann seinen Koffer.

Auf Umwegen erreichte Dora Brüssel, zog sich Männerkleider an, einen langen hochschließenden Mantel, mischte sich unter die Verfolgten in dunkelsten Quartieren. Stunden qualvollen Alleinseins endeten in gefährlichen Spelunken, Nacht für Nacht verging in qualvoller Unruhe. Nichts sprengte den Druck, der unerträglich auf ihr lastete, nichts gab ihr den Schwung zurück, die leichtfertige Gebärde, den kühnen Blick. Ihre Augen erloschen, ihr Gang wurde matt. Nachts in der Herberge hörte sie einen Deutschen vor sich hingsingen; das Lied war auch in ihr. Sie

sang es leise mit, weinte dann und bettelte auf den Knien um ein Ende. Das Elend überkam sie wie eine Krankheit. Ein Reisender fand sie nachts völlig erschöpft auf einer Bank, fragte, redete sie an. Am nächsten Tag fuhr sie mit ihm weiter, erreichte nach drei Tagen Berlin. Raffte sich auf, ging zu Fuß, Schritt für Schritt sich neu entschließend, bis zur Bank, fragte, ob sie Geld erhalten könnte. Minuten unerhörter Dauer verbrauchten den Rest ihrer Kräfte. Dann erhielt sie Geld, eine Summe, die sie angab, und einen Brief. Gleich neben dem Schalter riß sie das Papier auf. Vor einer Woche hatte Friedrich geschrieben: Daß es Dir zu langweilig werden mußte, begriff ich zu spät. Ich hoffe, Deine Sommerreise ist im Herbst beendet. Bis dahin wird hier alles so geregelt sein, daß ich zurückkehren kann. Ich denke, wir sind dann für immer aus allen Sorgen heraus und unser Leben wird sich ändern. Dora las den Brief zum zweiten Male, als sie im Hotel war. Dann schrieb sie den ganzen Abend rückhaltlos unvermindert nieder, was sich ereignet hatte. Wenn er sie verurteile, wäre sie ihm dankbar für sein Schweigen. Am übernächsten Morgen kam ein Telegramm. Friedrich war schon unterwegs, gegen Abend würde er eintreffen. Unsägliche Güte strömte ihr den ganzen Tag vom Herzen, sie war bereit, nichts zu sein, als demütig besorgt, sie versprach sich, hinauszulieben ohne Ende, und so sollte alles gut ausgehen.

---

## *Was ist paradox?*

*Wenn man am Zeitungsstand auf dem Bahnhof „Das Leben“ verlangt und die Verkäuferin sagt: „Nehmen Sie sich's!“*

*Dr. A. S.*



# Filmwelt

Von Arnold Höllriegel

Mit sieben Photographien

Am Morgen nehme ich den Autobus hinaus nach Culver City. In Culver City ist eines der größten Ateliers der

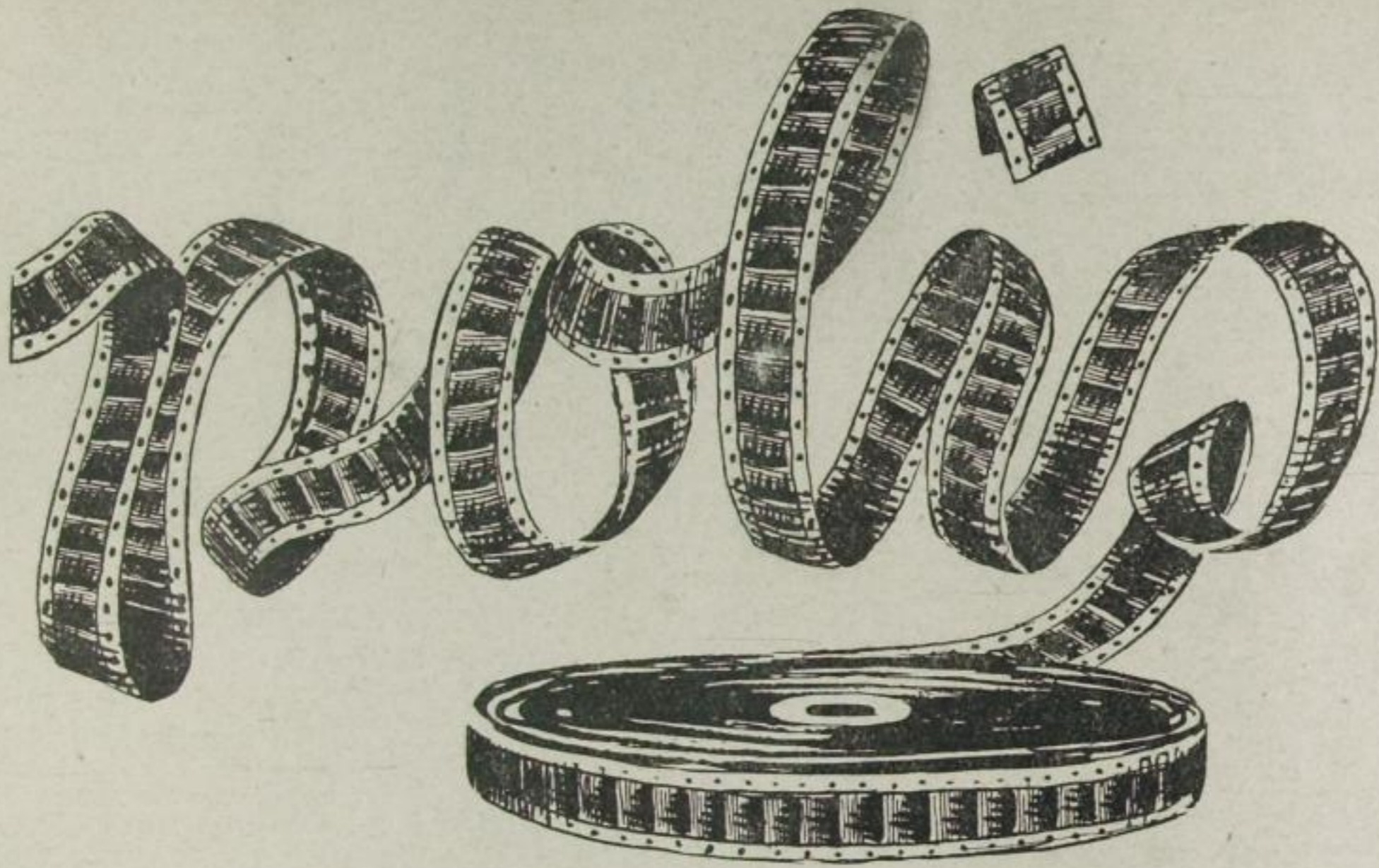
Filmweltstadt Hollywood, das Metro-Goldwyn-Mayer-Studio.

Am Tor gelingt es mir wirklich und



Das Hauptgebäude der Metro-Goldwyn-Mayer-Studios in Culver City bei Hollywood.





tatsächlich, nicht aufgefressen zu werden und sogar hinein zu kommen. Wahrlich, ich sage euch, leichter geht ein Kamel durch ein Nadelöhr und ein Reicher in den Himmel ein, als ein Unlegitimierter in ein Hollywooder Filmstudio. In Hollywood treiben sich mindestens zwanzigtausend Menschen herum, die in den Studios angestellt werden möchten, als Stars mit tausend Dollar täglich, wenn es möglich wäre, als „Extras“, das heißt, Statisten und zehn Dollar täglich, wenn es gut geht, und als Handlanger und Arbeiter, wenn es nicht anders zu machen ist. Da wird das große Portal nicht schlecht belagert!

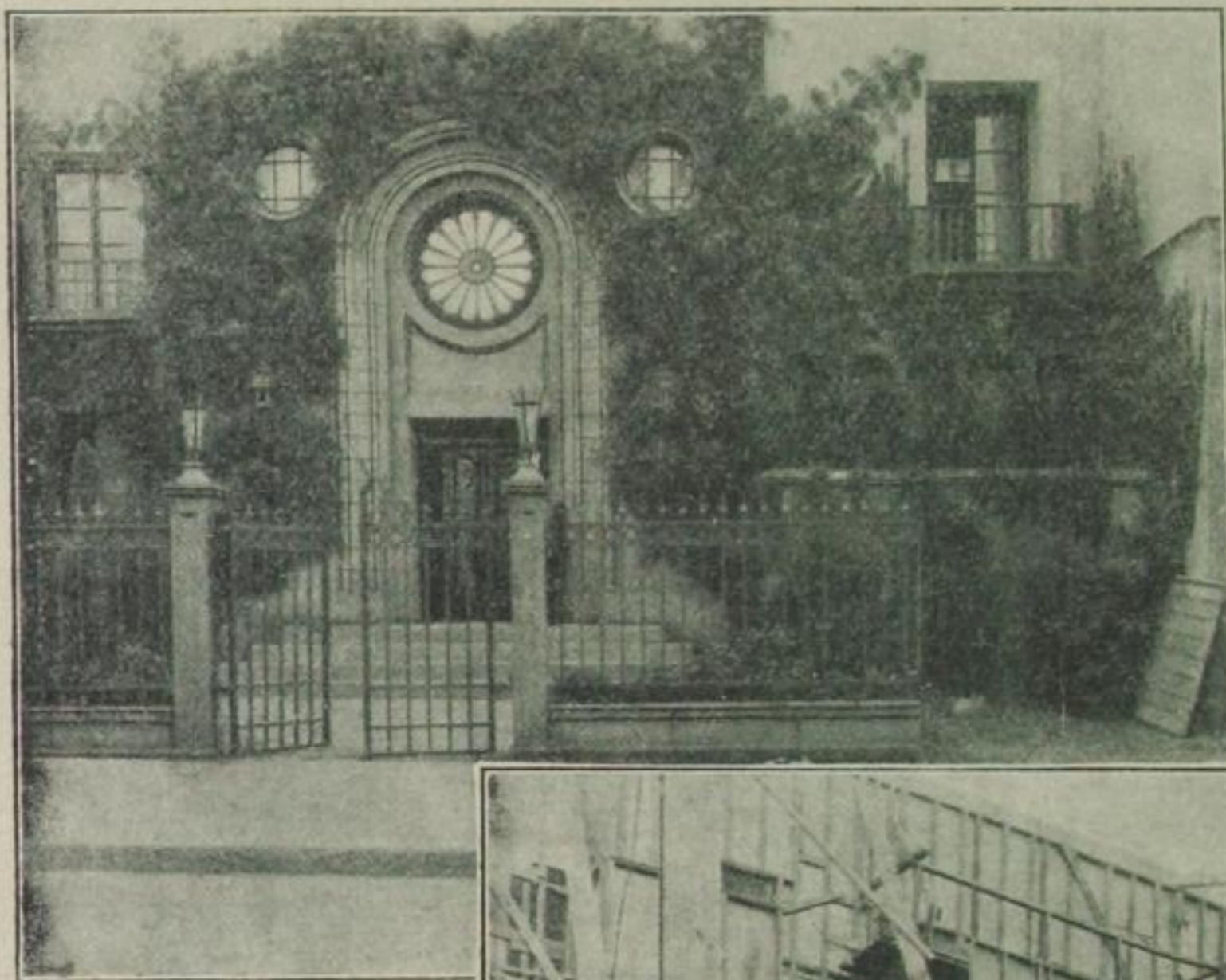
Also, ich, der ich keinen Posten suche, darf doch hinein. Der machtvolle Mann, den ich dann in seinem Bureau besuche, sagt: „Ach, Sie haben sich einen schlechten Tag ausgesucht, es ist bei uns heute wirklich nicht viel los“ — aber das ist es doch eben, ich will doch nur spazieren gehen, möglichst allein, ohne einen Pressechef des Etablissements, kreuz und quer durch die abenteuerliche Phantastik von Filmopolis. Darf ich? Ich darf!

Ich gehe los, aus dem Bureaubäude

hinaus auf den großen, technisch und kommerziell ausgehenden Platz, auf dem lauter eiserne, betonene und gläserne Riesengebäude stehen, ein bißchen wie Palmenhäuser und ein bißchen wie Fabrikschuppen. Das sind, ich weiß es, die „Stages“, die Bühnenhäuser, in denen alle Filmszenen aufgenommen werden, die nicht im Freien spielen. Aus mehreren dieser Häuser dringt süße Musik zu mir heraus, zum Zeichen, daß eben gefilmt wird, denn während der Aufnahmen spielt immer Musik, sorgsam ausgewählt, um die Darsteller in Stimmung zu bringen; — ich sehe die faszinierenden violetten Lichter scheinen, trete aber nirgends ein, weil ich heute lieber im Freien spazieren gehen will.

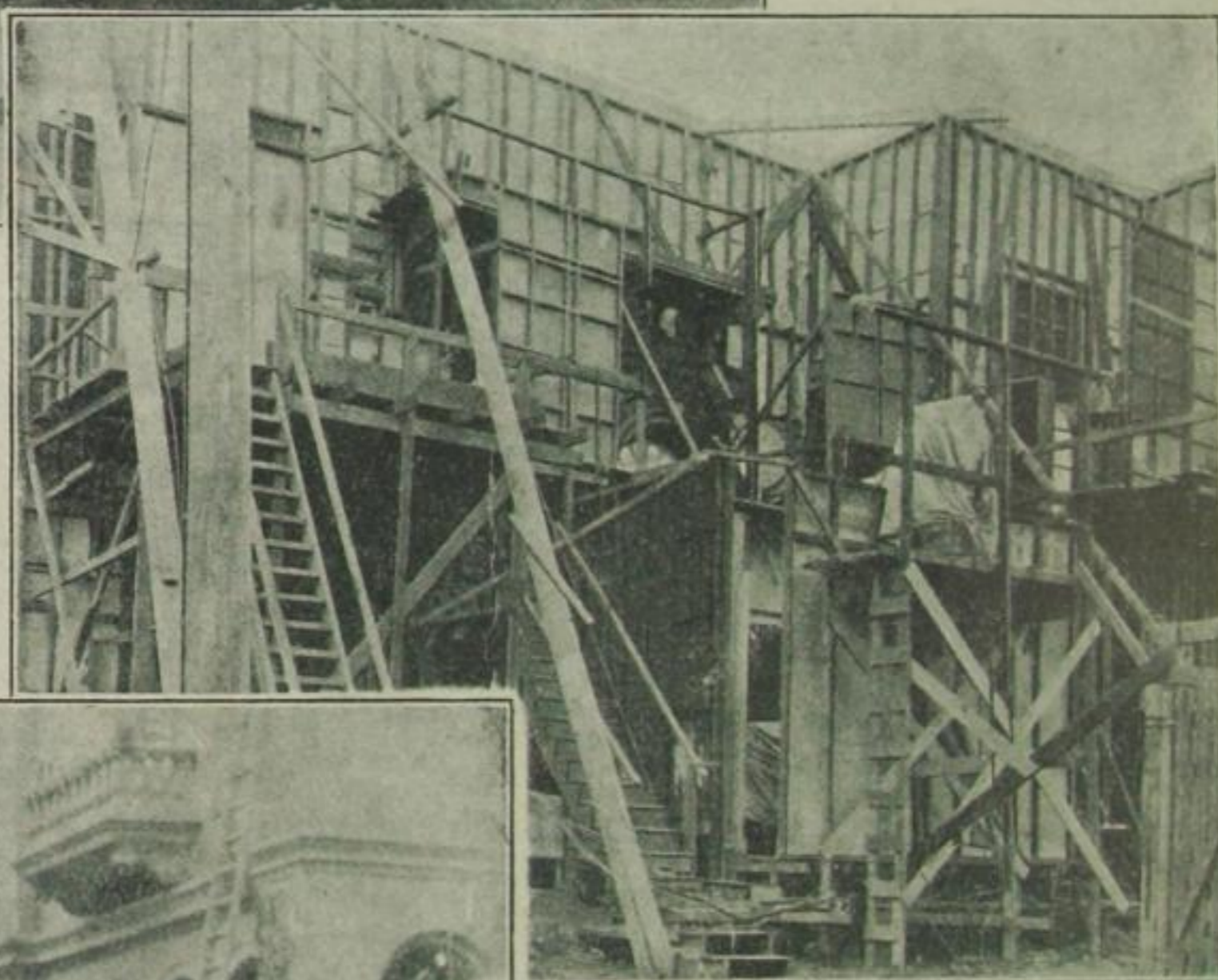
Mitten unter den nüchternen Stages steht ein romantisches, weißes Haus im altspanischen Missionsstil, mit vielen Blumen davor; man hat es für den Filmstar Marion Davis gebaut, als sie eine hübschere Garderobe haben wollte; es sieht aus, wie der Palast eines Granden von Spanien. Vor der Tür begegne ich der schönen Ivan Crawford. Sie trägt trotz der Hitze ein winterliches Kostüm, im Stil des zweiten





Oben links:  
Die Fassade eines  
vornehmen  
kalifornischen  
Wohnhauses  
in der  
Filmstadt.

Rechts:  
Wie es hinter der  
Fassade dieses  
Hauses  
aussieht.



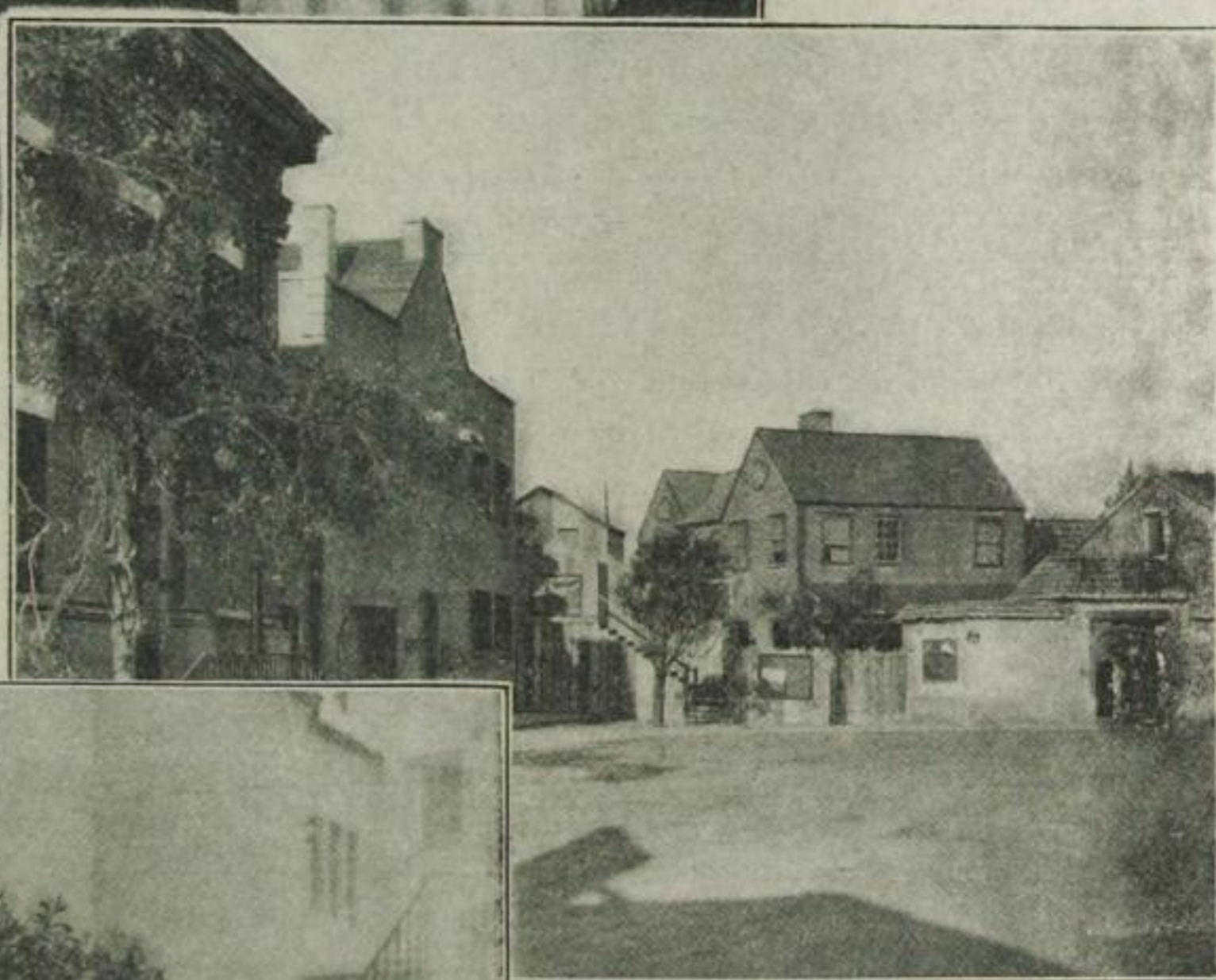
Unten links:  
Während bei einer  
Aufnahme im Freien  
alles zum nächsten  
„Schuß“ vorbereitet wird,  
plaudert der Star  
(Miss Pauline Starke)  
mit einem Studio-Kiebitz  
(Arnold Höllriegel).





Oben links:  
Ein Intermezzo aus  
einem Hollywooder  
Atelier:

Eine Filmaufnahme mit  
SydChaplin ist im Gange  
— da betritt einer, der  
nicht mit gefilmt werden  
soll, der bekannte Zeich-  
ner Henry Major, die  
Szene, setzt sich nieder  
und fängt an, das Film-  
bild zu zeichnen, bevor  
es die rotierende Kamera  
aufnimmt, aber natürlich  
ohne ihn.



Rechts.  
In den Straßen  
von Filmopolis:  
Alles Schwindel!



Unten links:

Arnold Höllriegel  
mit dem Star  
Ivan Crawford  
(im Kostüm von 1850).



## Filmopolis

Kaiserreichs, hat lange Korkzieherlocken über ihre heftig geschminkten Wangen baumeln. „How do you do? Kommen Sie mit zu meiner Aufnahme? Wir schießen eine sehr nette Szene!“ Ich bin standhaft, gebe ihr die Hand und bummle weiter.

Aber sofort begegne ich einem anderen Filmstar, Miß Pauline Starke. Sie trägt lange, graue Seidenhosen und überhaupt eine wilde Tracht, die entweder chinesisch ist, oder piratisch oder was, und sie wird sofort gefilmt werden, hier auf dem Rasen, vor der säulengeschmückten Palastfassade; schon bereiten die Arbeiter die Lampen vor, mit denen der Morgensonne nachgeholfen werden wird. „How do you do, Miß Starke?“ Schwapp, klappt eine Kamera ihr Augenlid zu und hat uns beide hinterrücks photographiert!

Ich gehe weiter, betrete die Straßen der eigentlichen Filmstadt. Nachdem ich das Revier der Bureau- und Magazin- und Bühnengebäude verlassen habe, komme ich in ein unvorstellbares Stadtgebiet, so groß wie, sagen wir, eine mittlere Landstadt bei uns daheim — die so aussieht, als hätte sie ein Riesenkind aus vielen und sehr verschiedenen Baukästen gebaut, und dann wieder halb umgeschmissen und liegen gelassen. Manche Straßen sind absolut komplett und in Ordnung, nur daß, sagen wir, die eine Seite gotisch-mittelalterlich ist und die gegenüberliegende chinesisch; an der Ecke steht ein deutsches Rathaus, mit der Aufschrift „Zum Ratskeller“, ich biege um diese Ecke und bin in Moskau, dort wo die Türme am zwiebelförmigsten sind, und gelange unschwer auf einen schäbigen Stadtplatz aus dem östlichen New York, mit Geschäften, Drugstores, Sodawater-Fountains, United Cigar Stores und Bankfilialen; während auf dem nächsten Haus groß „Bemenet“ steht, das ist ungarisch und heißt: Entree. Ich gehe durch dieses Entree und so komme ich auf die altmexikanische besonnte Plaza.

Alle diese Häuser, aus tausend Ländern und tausend Zeiten, haben vollkommen ausgebaute Fassaden mit Balkonen, Fenstern, Türen; sie sind, in der Tat, nicht minder solid gebaut wie irgendein Wohnhaus in Hollywood — wo alle Wohnhäuser so aussehen, als wären sie nur Kinodekorationen, rasch mal hingebaut. Manche Häuser in den Traumstraßen von Filmopolis haben auch ein Dach und man kann hineingehen, und innen sind wirkliche Räume, in denen offenbar gefilmt worden ist, so daß die Kamera durch Tür und Fenster hinaus auf die Straße blicken konnte. Aber manchmal ist nur die Fassade da; und ich werde nicht müde, mit der geheimen und grausamen Wonne eines Philosophen, der endlich, endlich einmal hinter den Schein der Dinge blicken kann — rasch hinter diese Fassaden zu springen und dort das wüste Gerümpel anzustauen, die Balken und Leitern und Lichtanlagen; die Plattformen, auf denen die Schauspieler stehen, wenn sie durch das Fenster zu blicken haben. — —

Oh, in Filmopolis kann man Metaphysik studieren! Diese Mischung von Sein und Schein, diese romantische und spielerische Atmosphäre macht mich ganz besoffen und übermütig. Einmal klettere ich die mächtige Freitreppe eines Barockschlusses empor und einmal ziehe ich die Türglocke eines holländischen Bürgerhäuschens, halb überzeugt, daß eine saubere Frau mit einer Spitzenhaube mir öffnen wird. Dann komme ich zu dem ungeheueren Unterseeboot des Kapitäns Nemo, das für den Film „Die geheimnisvolle Insel“, nach Jules Verne vorbereitet wird; ich ergehe mich an den Gestaden eines künstlichen Sees, in dem jetzt nur Beton ist, der aber nach Bedarf entweder mit Wasser gefüllt werden kann, zum Gondelfahren, oder mit einem glitschrigen, eisähnlichen Zeug, dessen chemischer Name irgendwie mit „Hypo“ beginnt, darauf kann



man richtig Schlittschuh laufen! Daneben ist ein hübsches Gehölz von subtropischen Riesenbäumen; auf dem einen Baum sitzt ein wirklicher und lebendiger Kolibri; haha, der ist schön hereingefallen! Wie ich hinter den Baum trete, und hinter alle anderen Bäume, sehe ich, daß sie nur aus gehöhlter Rinde bestehen. Der Rasen, aus dem sie hervorstechen, ist auch nur ein Teppich, aus grüngelbten Sägespänen geklebt, oder so was. In Filmopolis läßt man kein wirkliches Gras wachsen, aber künstliches ist überall ausgebreitet; da kann man es leichter wegnehmen, wenn es nicht ins nächste Bild gehört!

So gehe ich stundenlang spazieren durch die Filmstadt, in der heute nichts Besonderes los ist, und bin manchmal ein bißchen vergnügt und manchmal ein bißchen traurig. Es scheint mir, als hätte ich doch zu frech hinter die Kulissen des Daseins geblickt. Noch ein paar solche Spaziergänge durch Filmopolis, und ich werde allmählich glauben, daß es wirkliche Städte überhaupt nicht gibt und wirkliche Menschen und wirkliches Gras; ist nicht die ganze sogenannte Welt ein Schwindel, raschmal von einem machtvollen Regisseur für eine ungeheuerere komische Film-burleske aufgebaut?

---

## KÜNSTLER-ANEKDOTEN

Menzel wurde einmal von einem seiner Freunde gefragt, wie ihm Liebermanns Gemälde „Simson und Delila“ gefiele. Menzel wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus, schließlich sagte er: „Ach, weißt du, bei solchen Amouren und Liebesaffären hat der Dritte, der Zuschauer, doch gar kein Urteil. Das ist doch ganz Geschmacksache der Beteiligten.“

\*

Degas hatte für sein Bild „Les danseuses à la barre“ 500 Frank bekommen. Einige Jahre später wurde das Bild auf einer Versteigerung für 435 000 Frank verkauft. Aufgebracht berichtete man es sofort dem Maler, der nur sagte: „Ein schöner Preis!“ Man verstand seinen Gleichmut nicht und rief: „Sind Sie denn nicht empört, daß Sie von dieser ungeheuren Summe nichts erhalten?“

„Ach, wissen Sie, ich bin wie das Rennpferd, das den großen Preis gewonnen hat,“ sagte Degas ruhig, „das ist auch mit seiner Haferation zufrieden!“

\*

Der polnische Maler Matejko hatte die Szene aus dem polnischen Reichstage des Jahres 1733 gemalt, als die Landboten den Teilungsvertrag genehmigen sollten. Einer dieser polnischen Führer, der Graf Felix Potocki, war auf dem Gemälde mit der Hand in der Tasche dargestellt, aus der eben Goldstücke — ein Zeichen seiner Käuflichkeit — fielen. Als das Bild ins Ausland verkauft werden sollte, warf man dem Maler Mangel an Patriotismus vor. Matejko aber erwiderte: „Wenn das Ausland seinerzeit das Original kaufen konnte, so ist es nur recht und billig, daß es auch die Kopie erhält.“



# EIN BRIEF

## AN

# „DAS LEBEN“

Groza den 15. I. 1927.

Sehr geehrter Herr Redakteur.

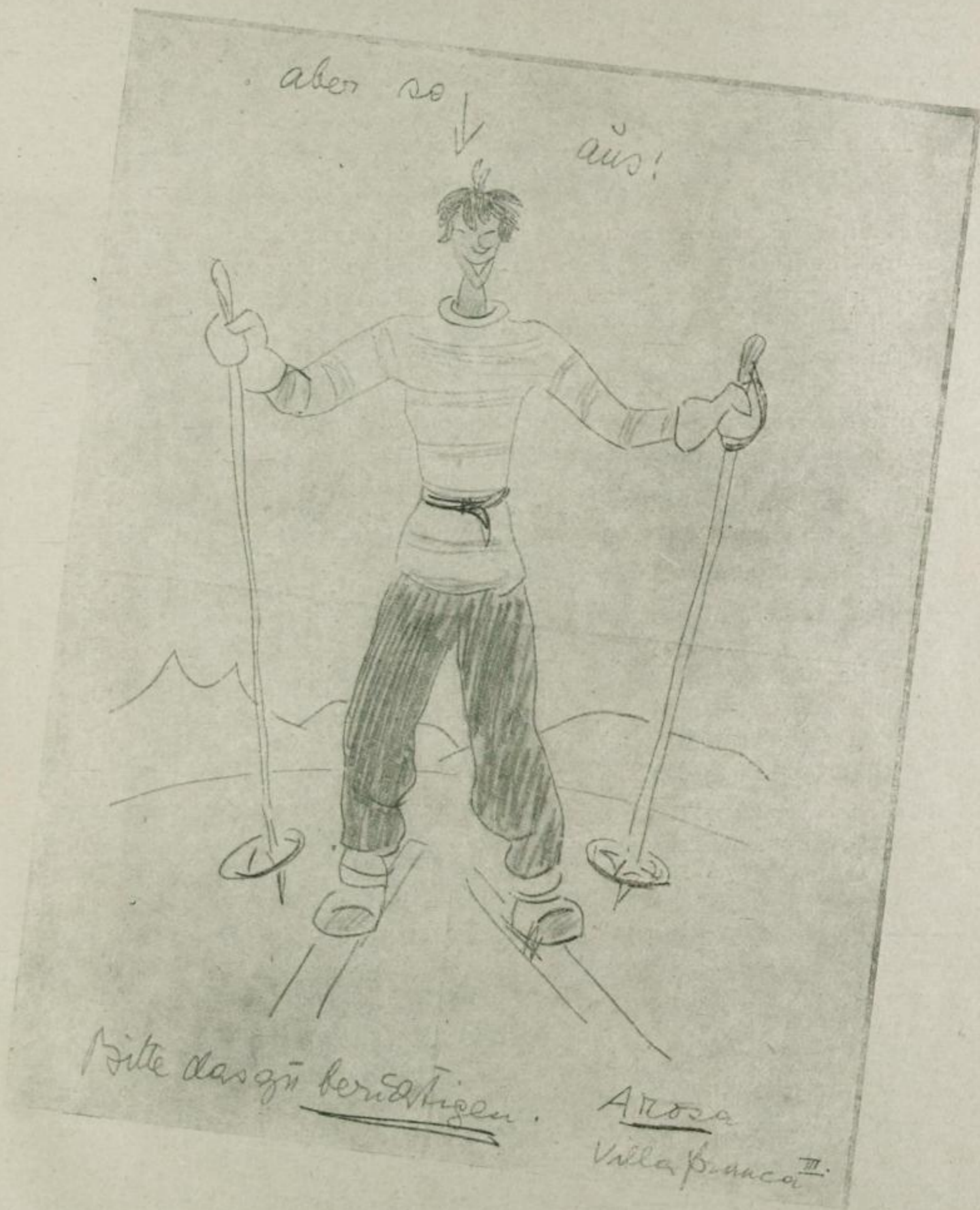
Wenn Sie nächstens wieder Kinder  
großer Dichter bringen, müssen Sie  
die bitte vorzulesen und nach  
deren Vornamen erkündigen.

Kersti Strindberg  
sieht nicht so



Kersti Strindberg





Im „Leben“ Nr. 6 | IV veröffentlichten wir in der Serie „Kinder großer Dichter“ auch ein Bild der Tochter Strindbergs. Nun schreibt sie uns den vorstehend wiedergegebenen launigen Brief, der zeigt, daß sie ebensogut zeichnen als Ski laufen kann.



# Von lebenden und toten Prominenten.

Ein junger Herr der höchsten englischen Gesellschaft fragte Bernard Shaw: „Ist es wahr, mein Herr, daß Sie in einem Hause, in dem man die Güte hatte, mich geistreich zu finden, gesagt haben, daß ich es nicht wäre?“ Shaw antwortete freundlich: „Ausgeschlossen! Ich war niemals in einem Hause, in dem man Sie für geistreich gehalten hat.“

\*

Tristan Bernard sprach über die Bosheit der Menschen: „Nur die Nutzlosigkeit der ersten Sintflut hindert Gott, eine zweite zu schicken.“

\*

Auf einer Reise kam Anatole France nach Dijon. Mitglieder der Akademie von Dijon begrüßten ihn und nannten in ihrer Ansprache ihre Akademie die liebste Tochter der Académie française. „Ja, meine Herren,“ antwortete France, „unsere liebste Tochter: Ein vernünftiges Mädchen, ein sitzames Mädchen — kein Mensch hat je von ihr sprechen hören!“

\*

Hermann Bahr wollte nach Rußland reisen; das Geld war aber knapp. „Da muß ich halt erst die „Russische Reise“ schreiben, und fürs Honorar fahr ich dann hin und schau nach, ob's stimmt.“

\*

Fontane trank bei einem Freunde ausgezeichneten Wein, ohne ihn zu loben. Der Gastgeber ließ ihm schlech-

teren servieren. „Das ist ein guter Wein,“ meinte Fontane. — „Sechs, acht Groschen ist er vielleicht wert,“ antwortete der andere, „der vorige war ein Wein für Götter.“ — „Ich weiß, deshalb habe ich ihn auch nicht gelobt; aber diesem hier tut eine Empfehlung not.“

\*

In die Sprechstunde des großen Internisten v. Strümpell kommt Frau Kommerzienrat G. „Nun, was fehlt Ihnen denn, liebe Frau?“ Frau Kommerzienrat ist höchst pikiert: „Man nennt mich immer gnädige Frau!“ — — „Ach! Das tut mir leid, dagegen weiß ich aber auch kein Mittel.“

\*

Richard Strauß war mit dem Fürsten H. zusammen in einer Gesellschaft. Im Gespräch läßt der Fürst den Musiker die Ueberlegenheit seines Adels fühlen. Strauß meint ruhig: „Ja, ja, es ist bequemer, mir überlegen als mir ebenbürtig zu sein.“

\*

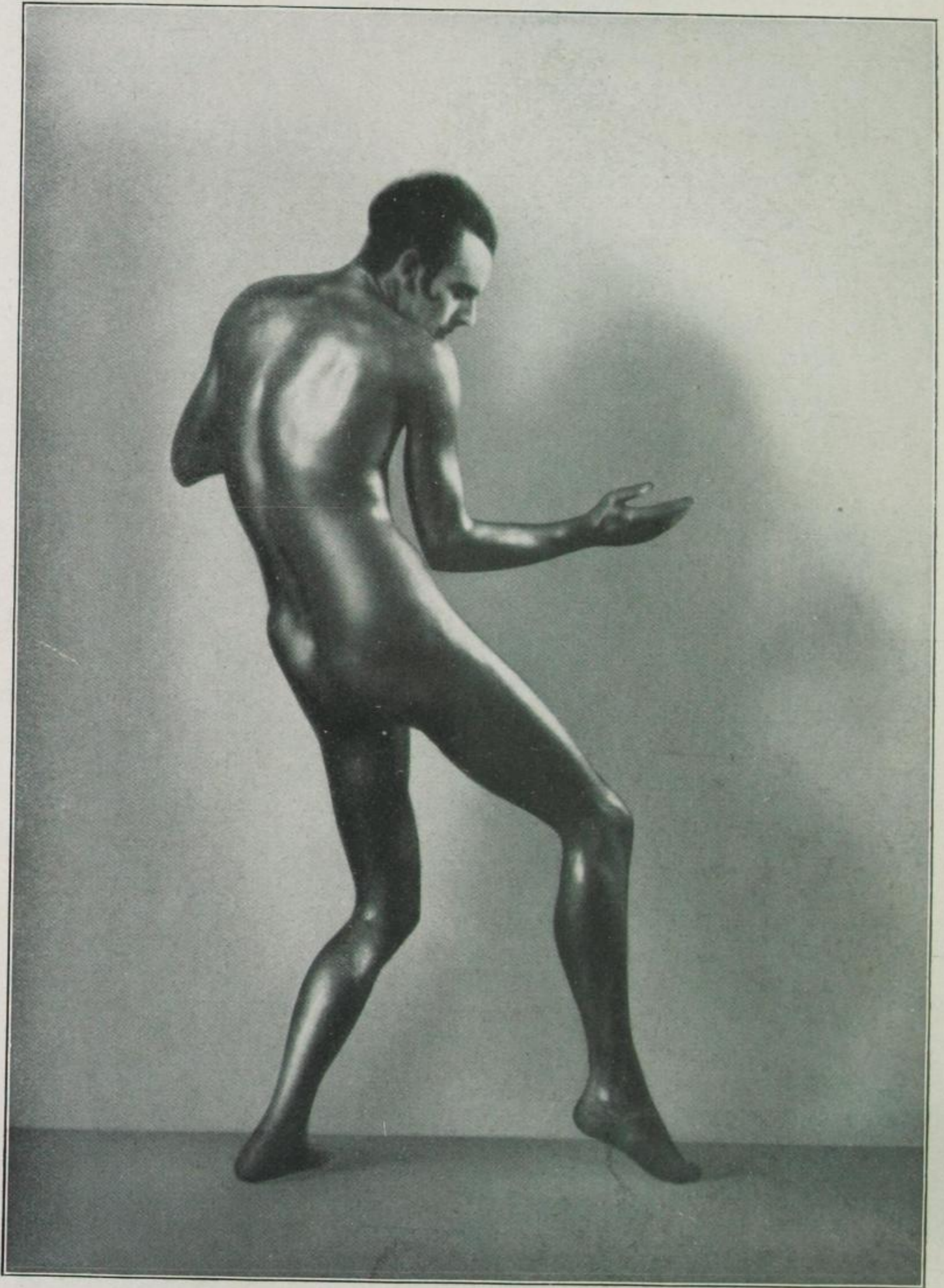
Röntgens Vorlesungen über Elektrizitätslehre waren bei den Studenten nicht sehr beliebt. Einmal als wieder wenige zuhörten, viele sich unterhielten, rief Röntgen: „Wenn die Herren, die miteinander reden, ebensowenig Geräusch machten wie die Herren, die schlafen, würde es den Herren, die zuhören, recht angenehm sein!“





GETANZTE  
GROTESKEN





Sebastian Droste, New-York

Phot. Pécsi





Phot René

Gina Palerme von Moulin Rouge





Bananentanz

Phot. Balázs





UND  
EROTIK

VON

FREIFRAU PAULA VON REZNICEK

ILLUSTRIERT

VON

SUSE ROTTER

• • •

Sie meinen ein Paradoxon? Nein, eine Notwendigkeit! Sport ist Körperlichkeit im Exzeß. Eine Betonung des Physischen mit allem Herausheben und Verstärken derartiger Komplexe. Auch Liebe kann Sport sein . . . Die Grenzfälle sind kaum zu unterscheiden. Haben Sie nicht auch einmal während oder nach sportlicher Anstrengung die süßen Aufregungen sanfter Erotik verspürt? Leugnen Sie nicht, es ist so!

Der Nervenkitzel des Hart-auf-Hartgehens, die Sensation des Tempos, die

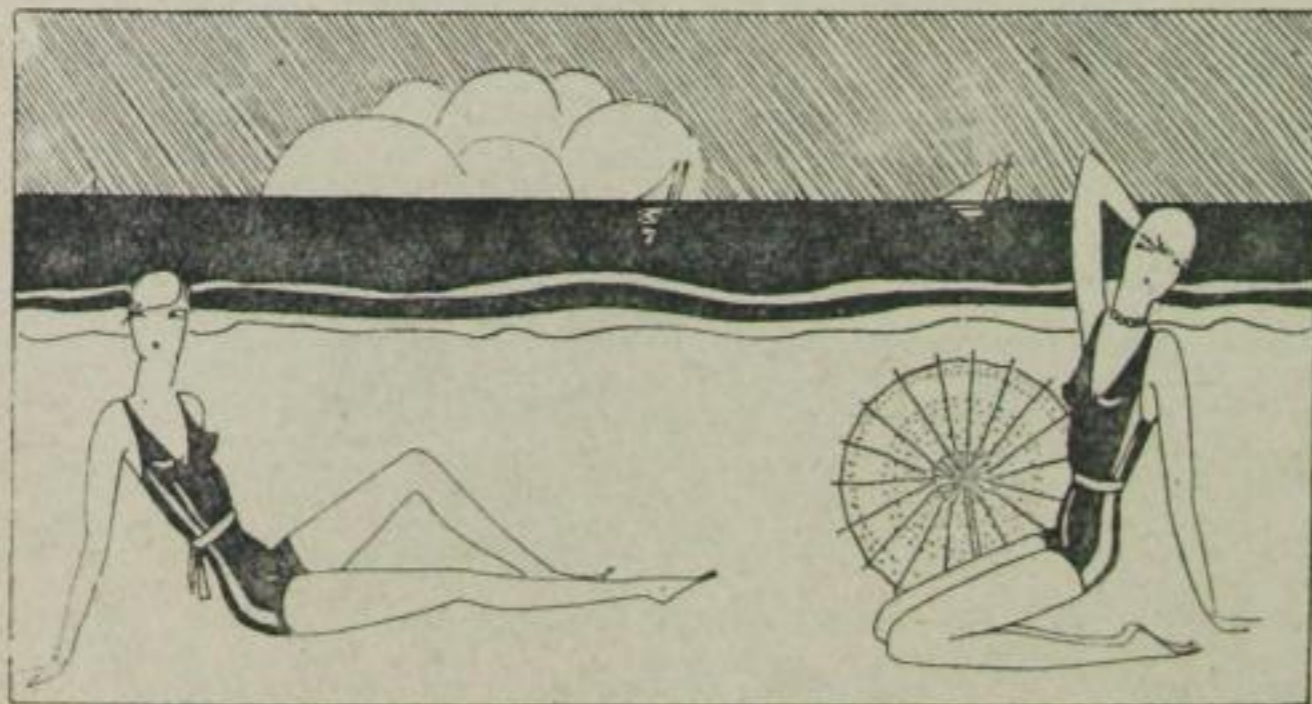
Turbulenz der ständigen Bewegung schaffen einen Nährboden für das Fluidum der Sensibilität aktiver und passiver Natur.

Mit vitalster Macht springen Augenblicksblitze in Sekunden von Eindrücken auf uns über — aufpeitschend, faszinierend, Wünsche oder Erinnerungen weckend. Die hundertprozentige Vorbedingung für „Liebe auf den ersten Blick“ . . . Großstadtlärm. Der Schupo hebt den Arm. Um die Ecke saust dröhnend die schwere Rennmaschine.





Auf dem Sozius angepreßt das Sportgirl. Der Rock aus feinem Tuch straff gespannt, Konturen zeichnend, weit hochgeschoben. Die langen, schlanken Beine bis zum Unterschenkel „kniefrei“ — in zartestem Seidenstrumpf. Oder: silberglitzernder Wasserspiegel. Sonne lastet über den Fluten. Vor der leichten Brise huschen die Segler dahin, an Bord gegen Bänke und Schlagseite gestemmt, braungebrannte Gestalten in lichtem Dreß. Da — plötzlich — schnell im Skuller ein weißes Etwas heran, gestählten Armes die langen Riemen durchziehend. Auf dem Roll-sitz bei näherem Hinsehen eine rassige Kleine, die pechrabenschwarzen Strähnen im Windzug flatternd. Ganz bei der Sache. Aufleuchtend folgen ihrem Wasserweg begehrlische Augenpaare von hüben und drüben. Schimäre . . .



Die Salzflut der See leckt die Körper, streichelt und peitscht sie, wie in schärfster Massage. Die ständige Frik-tion verlockt zu behender Beweglichkeit. Der scharfe Kontrast versengender Sonnenstrahlen treibt Ströme frischen Blutes durch die Adern. Auf Sandbänken Menschenleiber voll Erwartung, voll Sehnsucht nach irgend etwas, was kommt

oder kommen wird, heute — morgen oder irgendwann. Bis ein jäher Hechtsprung alle lethargischen Empfindungen unterbricht. Die spielerische Jagd unter-



einander, ein Zugreifen, Blickefangen — ein Spiel im Wasser — ein Spiel mit dem Feuer!

Ueber der roten Decke des „en tout cas“-Platzes saust der kleine Ball endlos hin und her. Das Weiß der Kleidung hebt die Umrisse, kurz — überkurz das neue Tenniscomplet. Durchsichtig der dünne Sommerstoff. Die harten Schlagbewegungen, die blitzschnellen Wendungen, das momentane Vorlaufen, Springen, Knien und Stoppen findet Ausgleich im konformen



Flattern des Rocksäumers. Die atembeklemmende Spannung des Kampfes, die Phasen des Verlaufs machen aber Aeußerlichkeiten vergessen, lassen kaum Gewagtes aufkommen. Nur der Neuling verpaßt Entscheidendes im Schlag, wenn sich sein Blick zur Partnerin verirrt — ihn verwirrt...

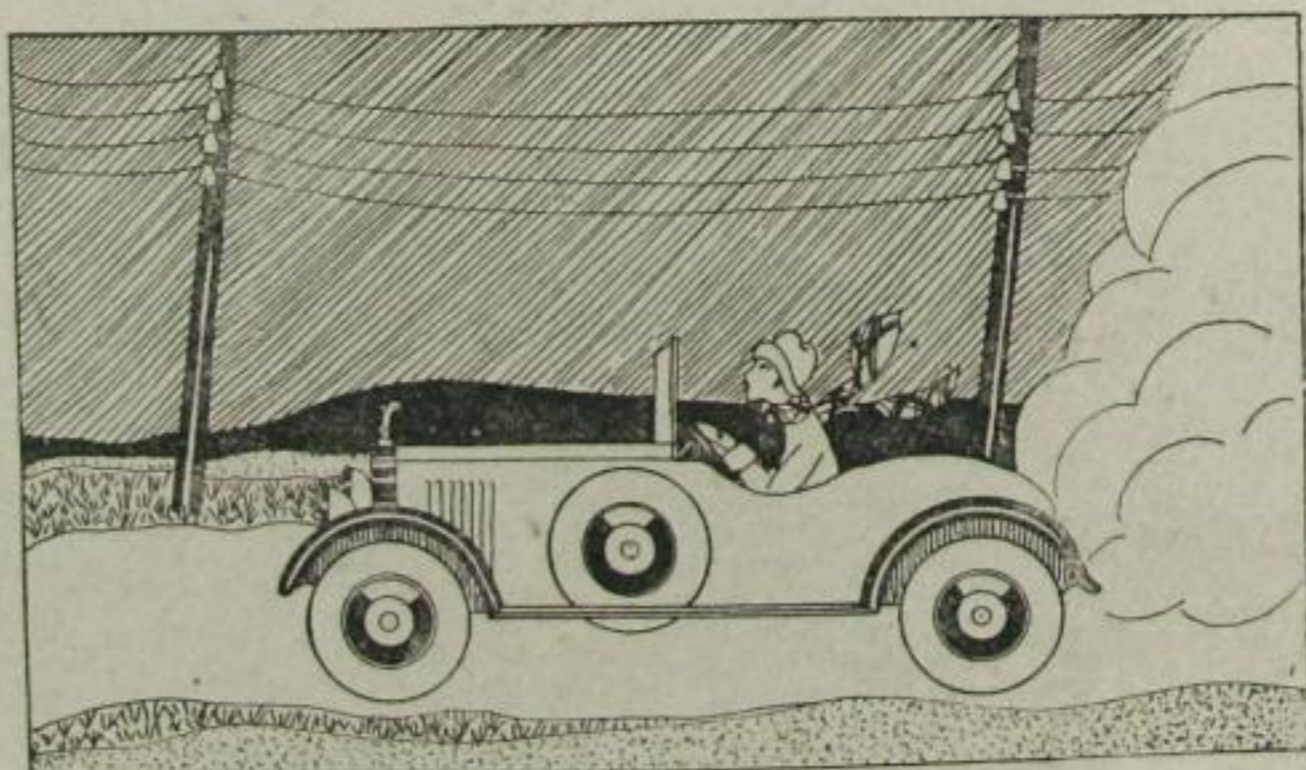
Majestätisch starren die Zacken der Bergriesen in das Azurblau. Wie ein Bienenschwarm das Treiben im hochgelegenen Kurort. Von der



Promenade bis zum Waldweg, von der Hotelterrasse bis zum Saumpfad. Zu früher Stunde schon im Anstieg die alpinen Jünger. Unter ihnen Edelamateure des Bergsports. Die zarten Finger verlieren Politur, die Knie der Amazonen schrammen sich ab, Absätze sind in Gefahr. Ob enges Kletterhöschen oder anliegendes Cheviotwollkleid — gleich anziehend der Anblick für den Nachsteiger...

80-Kilometer-Tempo — gleichförmig zieht der Sechszylinder summenden Motors seine Bahn. Die Augen des Lenkers verfolgen prüfend den Weg, während im Fond... Lederhütchen über frechem Jungengesicht, Strickkostüm aus bunter Wolle, derbe Schuhen und langschenklige Sportstrümpfe. Der wechselnde Luftstoß umspielt den kleinen Ausschnitt, erschwert Verständigung — doch wozu Worte? Der Autosport hat eigene Gesetze!

200-Kilometer-Tempo — der Trumpf des Außergewöhnlichen. Sport der Extravaganz. Die Dame am Steuer von gestern, die Frau von Welt am Knüppel des Flugzeuges oder in der Kabine — von heute. „Vorwärts“ heißt die Losung. Bewunderung gebiert Leidenschaft — Liebe. Das Trittbrett zum Junkers kann zum „höchsten“ Erlebnis führen...





*Wiegenlied. Von Ludwig Achim von Arnim*

Sport wird zum Fundament fortschrittlicher Annäherung. Reinlich und ehrlich die Impressionen, die Auslösung der Spannungen, die Lösung der Konflikte. Sie halten es für unmoralisch?

Nein, im Gegenteil — unerläßliche Reaktion gegen verlogene Ballsaalromantik, gegen unästhetische Stubenerotik — das Menschengeschlecht auf dem „Wege zur Kraft und Schönheit“!



## WIEGENLIED

*Goldne Wiesen schwingen  
und die Mücken singen;  
Blumen sind die Wiesen,  
Kindlein drinnen liegen;  
auf und nieder geht der Wind,  
geht sich warm und geht gelind.*

*Wie viel Kinder wiegen,  
wie viel soll ich kriegen?  
Eins und zwei und dreie,  
und ich zähl aufs neue;  
auf und nieder geht der Wind,  
und ich weine wie ein Kind.*

*Ludwig Achim von Arnim*





# TRYPTICHON

Von GASTON PICARD

*Illustriert von Prof. Glatz*

**H**err von Chateaubriand besaß Selbstbewußtsein. Darum geschah es zweifellos, daß er das Meer ständig zu seinen Füßen zu haben wünschte. Er miß-

achtete den gewöhnlichen Friedhof und verlangte ein abgesondertes Grab auf den Felsen von Saint Malo, der Korsarenstadt.



## *Tryptichon*

So abgesondert, daß die Neugierigen die Ruhe innerhalb des Gitters nicht stören können; vor ihren Blicken schützt ihn allerdings dieses Gitter schlecht, es lockt sie vielmehr an.

An diesem Punkt der Küste bläst der Wind ungewöhnlich stark. Man könnte nur mühsam ein paar Seiten von Chateaubriand laut lesen, und am Tage seiner Beisetzung haben jene Leute, die gern an Gräbern sprechen, schön fluchen müssen. Mit diesen übrigens recht gewöhnlichen Erwägungen zerstreute sich Raymond Lallier. Sein Hut wurde ihm durch einen plötzlichen Windstoß entführt, und so konnte er sich die Richtigkeit seiner Gedankengänge wenigstens teilweise selbst bestätigen.

Der Hut rollte, drohte eine Sekunde lang den Weg zum Meer einzuschlagen, von dem es keine Wiederkehr gegeben hätte, und wurde in seinem unfreiwilligen Schwung nur durch die Füße einer jungen Frau behindert, die ihn sehr geschickt aufhielten . . .

Die junge Frau bückte sich und reichte dem ein wenig verwirrten Raymond seine unternehmungslustige Kopfbedeckung.

„Ich danke Ihnen aufrichtig“, sagte er.

„Mein Herr,“ erwiderte die junge Frau, „Sie sind wohl einer Meinung mit mir darin, daß kein besonderer Grund zum Dank vorliegt.“

Mit diesen Höflichkeitsphrasen hätte die Unterhaltung erschöpft sein können. Aber die junge Frau war hübsch; das natürliche Gefühl, das einen Mann immer bei einem reizvollen Geschöpf festhält, wenn nicht gar zu ihm hinzieht, verhinderte Raymond, seinen Monolog über den Autor von „Atala“ im Augenblick wieder aufzunehmen.

Er protestierte also:

„Doch, es ist Grund genug. Zunächst hänge ich sehr an diesem Hut.“

Die junge Frau lächelte:

„Sollte er etwa ein Andenken sein?“

Und diese Frage, die er durchaus nicht erwartet hatte, erlaubte Raymond, seiner Ansicht nach, einen Scherz. Er sagte:

„Von jetzt an ist er ein Andenken, denn er wird mich immer an eine Frau voll Anmut erinnern.“

Die „Frau voll Anmut“ schien dieses Kompliment kalt zu lassen. Sie tat sogar, als begriffe sie nicht, an wen es gerichtet war. Sie neigte ihren wohlgebauten Körper in dem blauen Jumper und dem schwarzen Rock.

„Ah,“ sagte sie, „sprechen Sie von der Verkäuferin? Oder von jener, die ihn Ihnen geschenkt hat?“

„Ich spreche von Ihnen“, betonte Raymond.

Das war klar. Die junge Frau nickte, wie um zu bestätigen, daß sie diesmal das wohlwollende Urteil des unbekanntem Herrn nicht zurückwies.

„Sie sind hier auf Ferien?“ fragte sie in dem Tone jemandes, der eine durch den Zufall angeknüpfte Unterhaltung fortsetzen will.

„Ja,“ erwiderte Raymond, „ich bin für eine Woche hier; das sind meine allzu kurzen Ferien. Und dürfte ich Sie fragen . . .“

„Ich bin auch hier in Saint Malo.“

„Und . . . allein?“

„Was kann Ihnen das bedeuten?“ sagte die junge Frau.

Raymond war beunruhigt. Doch sie fuhr fort:

„Ich bin nicht allein. Ich bin mit meinem Mann hier.“

Raymonds Beunruhigung wuchs.

„Es scheint Ihnen unangenehm zu sein, daß ich einen Gatten habe“, meinte sie. „Er ist sogar ein Muster von einem Mann, das kann ich Ihnen versichern.“

„Ich zweifle nicht daran.“

„Da tun Sie recht.“

Und sehr schnell setzte sie hinzu:

„Ich heiße Frau Ernest Barlon. Wir haben vor fünf Jahren eine Liebesheirat



geschlossen. Wir beten einander an. Wir sind sehr glücklich.“

Dieses Geständnis hatte ein weiteres zur Folge. Raymond erklärte:

„Und ich, ich bin gar nicht glücklich.“

„Vielleicht, weil Sie nicht verheiratet sind?“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich es nicht bin?“

„Nun, Ihre Beharrlichkeit, denke ich. Wenn Sie eine Frau hätten, würden Sie sich doch wohl nicht gestatten, einer anderen Frau den Hof zu machen.“

Diese ganz ungewöhnlich kindliche Auffassung versetzte Raymond noch mehr in Staunen.

„Ah,“ dachte er, „ich mache ihr den Hof? Das habe ich ja gar nicht gehahnt... aber da sie es sagt...! Nun, fahren wir fort!“

Und er brach sein nachdenkliches Schweigen:

„Wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, daß ich Ihnen den Hof mache, dann darf ich wohl dabei bleiben?“

„Nein“, erwiderte die junge Frau. „Nein. Ich sagte Ihnen ja, daß ich meinen Mann liebe. Und nun auf Wiedersehen, mein Herr.“

Wie von einem Blitz erhellt, sah er, daß sie voneinander schieden, ohne daß er sie jemals wiederfinden sollte. Diese Gewißheit schien ihm unerträglich. Doch wie war das zu ändern?

„Gestatten Sie, daß ich Ihre Hand küsse?“

„Aber gewiß.“

Und sie streckte ihm ihre Hand entgegen, die er küßte. Auf dem weichen Ballen des Daumens ruhten seine Lippen eine Weile. Er fühlte, daß dieser einfachste aller Küsse, diese Geste eines wohlgezogenen Mannes gegenüber einer Dame von Welt, ihn ihr näher brachte.

Als sie die Hand zurückziehen wollte, flüsterte er halblaut und sanft und dennoch unwiderstehlich:

„Die andere!“

Und sie reichte ihm auch die andere Hand.

Er nahm sie und drückte seine Lippen mehrmals darauf. Das ließ sie geschehen. Plötzlich ergriff ihn das Verlangen, auch ihr Gesicht zu küssen. Ein schneller Rundblick zeigte ihm, daß Herr von Chateaubriand ausnahmsweise von seinen Verehrern allein gelassen worden war. So entschloß er sich, die junge Frau in die Arme zu nehmen. Aber sie entzog sich ihm leicht.

„Leben Sie wohl,“ sagte sie, „ich bin sehr böse.“

Und sie ging und ließ Raymond angewurzelt stehen. Er hatte eine höchst schuld bare Handlung auf dem Gewissen. Und jetzt mußte er die Silhouette der Unbekannten verschwinden sehen... Einen Augenblick lang dachte er daran, ihr nachzueilen. Aber eine gewisse Schüchternheit hielt ihn zurück. Er war in einem recht traurigen Zustand. Mit der Eile der Verzweiflung wünschte er sich den Schlummer des Herrn von Chateaubriand. Und er konnte nur sich selbst erzählen, wie angenehm es ihm wäre, die junge Frau zu umschlingen und nach den ewigen Gesetzen zu lieb kosen...

Raymond Lallier führte seine Träumerei in den engen Gäßchen der Stadt spazieren, jenen Gäßchen, von denen ein Humorist behauptet hat, sie wären für eine Person gebaut, für zwei Personen höchstens im Falle innigster Liebe.

Dennoch erfüllte sie eine ganze Menschenmenge laut und fröhlich. Raymonds Traurigkeit wurde durch die wogende Menge, durch ihre Reden und Bewegungen beleidigt. Sein Instinkt — wenn schon nicht sein Verstand — suchte die junge Frau. An einem Kleid, an einer Hüftenrundung, am Schritt glaubte er sie oft genug wiederzufinden. Aber diese armseligen Hoffnungen mußten jedesmal enttäuscht zusammenstürzen. Raymond fand keinen Gefallen an einem Mädchen, das ihn mit dem



## Tryptichon

Lockenköpfchen unter einem leichtfertigen Barett berufsmäßig zu verführen wünschte.

Auch für die Schönheit der weiblichen Badegäste hatte er keinen Blick, die in höchster Eleganz einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen neben sich herschleppten, die sehr legitimen Früchte höchstbürgerlicher Liebe. Eine Gruppe junger Mädchen reizte ihn, die an der Tür einer Konditorei der Hauptstraße umherschwirrten, jener Straße, die um die Kathedrale führt, als wollte sie wie eine Schlange von Pflastersteinen, bunten Kleidern und Menschen den spitzbogigen Glockenturm umwinden.

In einem Café auf dem Hauptplatz suchte er die Beruhigung. Bei dem Kellner, dessen mechanisches Lächeln gleichzeitig Aperitif und Trinkgeld symbolisierte, bestellte er eine Mischung aus Enzian und Johannisbeerlikör. Die Flaschen voll Gold und Blut erschienen und ihre Pfropfen beherrschten hochmütig die Platte. Enthauptet ließen sie ein wenig — nicht allzuviel — von ihrer kostbaren Flüssigkeit in ein Glas mit schwerem Fuß rollen. Raymond füllte es mit einem jähen Sprudel von Mineralwasser und trank gleichgültig, was er gebraut. Sonst hätte es ihm Vergnügen bereitet. Heute nahmen ihn Gedanken von weniger idyllischem Charakter in Anspruch. Und das Bild der Frau Ernest Barlon erschien abermals vor ihm. Er liebte diese junge Frau; das war gewiß. Er wollte sie wiedersehen. Er würde alles tun, um sie wiederzufinden. Er hatte sich schon in seinem Hotel nach ihr erkundigt. Aber vergebens. Man kannte Frau Ernest Barlon nicht.

Er zahlte seine Zeche. Dann fand er sich wieder auf der Hauptstraße. Da die ein wenig heftige Mischung seinen zarten Magen in Unordnung zu bringen drohte, beschloß er, das Gleichgewicht durch ein Stück Gebäck wieder herzustellen. Und so betrat er die Konditorei.

Die jungen Damen, die er vorhin gesehen hatte, verschlangen mit ihren weißen Zähnen eine Unmenge Kuchen voll erfinderisch gefärbter Creme. Raymond kaute an seiner Bäckerei mit der Miene eines Kranken, der Rhizinus einnimmt. Plötzlich wäre er beinahe erstickt. Mitten in der Gruppe erkannte er die junge Frau. Oh, sie trug nicht mehr den blauen Jumper und den schwarzen Rock vom vergangenen Tage, sondern ein entzückendes weißes Kleid. So stellte sie heute den Typ des jungen Mädchens dar, wie gestern den der jungen Frau. Raymond näherte sich ihr, ohne daß irgend etwas in dem Ausdruck ihrer Züge verraten hätte, daß sie ihn kannte.

„Gnädige Frau . . .“, begann er.

„Fräulein, wenn ich bitten darf“, erwiderte sie. Und das so entschieden, daß er sich zu täuschen glaubte. Dennoch hörte er ja die süße und gleichzeitig entschiedene Stimme jener, die er liebte.

Es störte Raymond, daß die Freundinnen der Unbekannten aufmerksam wurden. Er beugte sich zu ihr, und um nicht indiskret zu erscheinen, flüsterte er:

„Ich bin der Fremde, dessen Hut Sie gestern aufzuheben so gütig waren . . .“

„Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen.“

Und ganz laut:

„Der Herr behauptet, er hätte mich gestern hier gesehen und ich hätte seinen Hut aufgehoben.“

Die jungen Damen waren erstaunt.

„Gestern war ich in Dinard“, fuhr die Unbekannte fort. „Waren Sie auch in Dinard?“

„Nein,“ sagte Raymond verblüfft, „ich war bei Chateaubriands Grab, das wissen Sie doch . . .“

„Aber nein, das weiß ich nicht.“

Und sie wendete sich zu den jungen Mädchen:

„Nicht wahr, wir waren gestern zusammen in Dinard?“



„Natürlich, in Dinard“, bestätigten die jungen Mädchen ohne Zaudern.

„Gestern, Samstag?“ forschte Raymond.

„Gestern, Samstag!“

Er zweifelte noch.

„Und . . . Sie alle?“

„Ja, wir alle.“

Er war sehr hartnäckig.

„Um fünf Uhr?“

„Um fünf Uhr ebensogut wie um zwei und um acht Uhr. Wir haben den ganzen Tag dort verbracht.“

Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Raymond Lallier, Student der Rechte aus Bordeaux.“

Diesmal lächelte das junge Mädchen.

„Und ich bin Marie Cordelier. Meine



Mitten in der Gruppe erkannte er die junge Frau.

„Nun,“ rief Raymond angesichts dieser kategorischen Erklärung, „dann bin ich das Opfer einer außerordentlichen Aehnlichkeit. Verzeihen Sie, gnädige Frau . . . nein, Fräulein . . .“

Und da sie ihn nicht eben freundlich betrachtete, fuhr er fort:

„Sie hätten das Recht, mich für dumm oder zudringlich zu halten. Ich bin weder das eine noch das andere.

Freundinnen Renée de Lariv und Marguerite Béchoil. Die Sache ist tatsächlich nicht so schlimm.“

„Nicht wahr“, sagte Raymond schnell und sehr entzückt.

Und das junge Mädchen meinte:

„Wollen wir uns nicht den Zufall zunutze machen? Wir kennen Chateaubriands Grab noch nicht. Würden Sie uns hinführen? Wenn unsere Mütter erfahren, auf welche Art wir zu Ihrer Gesellschaft gekommen sind, werden sie uns gewiß keinen Vorwurf machen.“

Die Freundinnen gaben ihre Zu-



## *Tryptichon*

stimmung zu der liebenswürdigen Lösung, die den Zwischenfall beendete. Man ging miteinander zu Chateaubriands Grab. Marie Cordelier war sehr gesprächig; Raymond hörte ihr zu und bemerkte immer wieder, wie sehr sie Frau Ernest Barlon glich. Er entsann sich eines Schönheitsfleckchens, das Frau Barlon über der linken Pupille gehabt hatte. Auch Fräulein Cordelier hatte es. Es war wirklich drollig.

Vor dem Grab sprach Marie Cordelier Passendes über den Dichter. Sie wurde sogar lyrisch.

„Welch ein vollkommenes junges Mädchen“, dachte Raymond. „Sie wird eine ausgezeichnete Gattin werden.“

Und ganz geheim stellte er sich eine keusche Verlobung vor. Während die Freundinnen einen Schmetterling verfolgten, der mit seinem Flattern gegen den Wind ankämpfte, sagte er:

„Ich bedaure durchaus nicht, gnädiges Fräulein, daß Sie nicht jene sind, die ich zu treffen glaubte.“

„Sie haben es also doch einen Augenblick bedauert? Lieben Sie sie denn?“

„Ja“, gestand Raymond.

Und er fügte hinzu:

„Aber heute sind Sie es, die ich liebe.“

„Das geht ja schnell,“ meinte das junge Mädchen, „was für ein Herz! Sie verlieben sich zweimal binnen zwei Tagen!“

„Wahrhaftig, ich bin selbst verblüfft darüber. Aber Sie ähneln ihr so sehr . . .“

Sie ähnelte ihr so sehr, daß er sich nicht enthalten konnte, zu rufen:

„Sie sind es! Sagen Sie mir, daß Sie es sind. Sie haben gestern hier meinen Hut aufgehoben . . . gestern . . .“

„Mein Gott,“ sagte das Mädchen besorgt, „ich fürchte, Sie sind krank. Einmal geht es ja, aber daß Sie jetzt abermals anfangen . . .“

Die Angst, die er tags vorher gefühlt hatte, die Angst, Frau Barlon nie wie-

derzusehen, bemächtigte sich jetzt seiner auch angesichts von Marie Cordelier. Er bat:

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie, sind Sie noch böse?“

„Nein, nein.“

Und sie reichte ihm die Hand.

Er sollte diese Hand zweifellos nur schütteln, aber er drückte seine Lippen heftig auf das zarte Fleisch zwischen Daumen und Zeigefinger.

Als er den Kopf hob, verlangte er, ohne den ein wenig bestürzten Blick des jungen Mädchens zu beachten:

„Die andere Hand!“

Und er wollte sie ergreifen. Aber Marie Cordelier wich zurück. Sie eilte zu ihren Freundinnen, die sich auf der Jagd nach dem Schmetterling immer weiter entfernt hatten. Raymond lief ihr nach. Doch er stolperte über einen Stein und fiel der Länge nach hin. Bevor er sich wieder aufgerichtet und seinen bestaubten Rock flüchtig abgeklopft hatte, war das junge Mädchen bei den andern angelangt. Sie sprach leise zu ihnen und zeigte auf Raymond, als ob sie sie vor ihm warnen wollte. Als er in ihre Nähe kam, sagten sie:

„Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie wohl!“

Und dann entfernten sie sich sehr hastig.

Raymond blieb unbeweglich stehen. Er kam sich ungemein lächerlich vor, aber im Innern seines Herzens wußte er, daß er mehr als jemals Frau Ernest Barlon liebte . . . oder auch Marie Cordelier . . .

Der Abend war Raymond besonders peinlich. Ins Leere hinein analysierte er seine Empfindungen. Es gelang ihm nicht, das Bild der jungen Frau und des Mädchens nacheinander vor sich zu sehen. Er sah die eine in der Kleidung der andern. Man könnte auch sagen, er sah bloß die andere. Oder, wenn man will, er sah bloß die eine.

Diese Spitzfindigkeiten warfen ihn



in einen Trubel von Unruhe und Erregung. Er hätte gern geweint. Eine Minute lang hielt er sich für fähig, den Zug zu nehmen, um diese Stadt voll komplizierter Abenteuer zu verlassen. Aber die Liebe verhinderte ihn. Er hoffte, wenn schon nicht Frau Ernest Barlon, so doch wenigstens Fräulein Marie Cordelier wiederzusehen.

Vom Glockenturm der Kathedrale schlug es sieben, und das erinnerte ihn daran, daß zu dieser Stunde die anständigen Leute zum Essen gehen. Und so kehrte er in sein Hotel zurück.

Er aß sehr wenig. Weder die Austern von Cancale noch die auf Mark gebratenen Artischocken vermochten ihn aus seiner trüben Stimmung zu reißen. Und noch weniger die Gemeinplätze, die die Münder seiner Nachbarn hervorbrachten, wenn sie nicht gerade schmatzten.

Ohne den Nachtsch abzuwarten, entfernte er sich. Die Geschäftsführerin dachte, Raymond mache sich nichts aus Trauben. Und im besten Willen, ihren Kunden gefällig zu sein, nahm sie sich vor, ihm morgen Birnen geben zu lassen.

Im Freien drängten sich die Leute um den Musikkiosk. Die Stadtkapelle sollte spielen. Das war eine erprobte Zugkraft. Die ersten Klänge der Ouvertüre zum „Barbier von Sevilla“ bemächtigten sich der einfachen Seelen. Gleichzeitig warf ein Kino seine Bilder auf die Leinwand vor einer Kaffeeterrasse. Man konnte über Buster Keaton lachen und sich über den Barbier von Sevilla freuen. Diese Vereinigung zweier Genüsse war sehr beliebt. Raymond haßte sie. An diesem Abend wünschte er Buster Keaton in die Hölle. Und niemals hatte er Rossini unerträglicher gefunden. Man muß zugeben, daß er auch gegen Wagner nicht toleranter gewesen wäre. Denn mitten unter all diesen amüsierten, lachenden Menschen war sein Herz voll Galle.

Er floh ein paar Schritte aus dem Gedränge. An der Ecke des großen Platzes und der Hauptstraße bemerkte er die Dame, die vorher versucht hatte, ihn für sich zu gewinnen.

Er sah nur den Rücken. Diesmal gelang es den Locken unter dem Barett, seine Traurigkeit zu betrügen. Die alte Weisheit, die behauptet, daß die Liebe das beste Heilmittel gegen die Liebe ist, tauchte in seiner Erinnerung auf. Ohne weitere Umstände holte er das Mädchen ein und klopfte ihm auf die Schulter. Sie drehte sich um.

„Frau Ernest Barlon!“ rief Raymond Lallier.

„Da bist du schön hineingefallen, mein Liebling“, sagte vertraulich das Mädchen. „Ich bin Lili Lapatte. Man kennt mich in Saint Malo . . . Du bist noch so jung . . .“

Atemlos rief Raymond:

„Sie sind nicht Frau Ernest Barlon? Aber dann müssen Sie wenigstens Marie Cordelier sein!“

„Eigensinniger Junge! Alle Frauen soll ich sein, nur nicht ich selber! Ich bin nun einmal Lili Lapatte.“

„Ach“, seufzte Raymond bloß.

Und er blieb versunken stehen.

„Entscheide dich, Liebling. Willst du oder willst du nicht? Ich hab' schon vorhin gesehen, daß du unschlüssig bist.“

„Vorhin?“

„Ja, natürlich! Ich hab' ja schon vorhin nach dir geblinzelt. Aber da bist du in eine Konditorei gegangen.“

„In eine Konditorei . . .! Und Sie . . . Sie . . .?!“

„Ich bin eben weiterspaziert.“

Es war das Gesicht, die Gestalt, die Stimme von Frau Ernest Barlon. Es war auch die Gestalt, die Stimme, das Gesicht von Marie Cordelier. Sie trug allerdings nicht den blauen Jumper und den schwarzen Rock der einen. Und auch nicht das weiße Kleid der andern. Sie hatte die zutrauliche Hal-



## *Tryptichon*

tung ihres Berufes. Jetzt erinnerte sich Raymond der Locken und des Baretts. Sie sprach die Wahrheit; er hatte sie vorhin gesehen. War es zur gleichen Zeit, als er Marie Cordelier gesehen hatte? Oder früher? Oder nachher? Er wußte es nicht mehr. Aber bestimmt in der gleichen Stunde. Welche Ueberraschung, die geliebten Züge unter diesem leichtfertigen Baret und unter diesen Locken von falscher Kindlichkeit zu finden!

Es war das beste, den außerordentlichen Zufall bis zu Ende zu erleben. Er sagte zu dem Mädchen:

„Führ' mich, wohin du willst!“

Sie nahm seinen Arm. Er fühlte ihre Wärme. Die Begierde ergriff ihn, das Mädchen war ihm durchaus nicht mehr gleichgültig. Als sie in dem kärglichen Zimmer angelangt waren, entkleidete er sie schnell.

Sie war sogleich im Bett. Raymond setzte sich an den Rand und sagte:

„Ihre Hand! Ich bitte Sie, reichen Sie mir Ihre Hand!“

Lili Lapatte bemerkte enttäuscht:

„Ich dachte, du würdest etwas anderes verlangen. Da hast du meine Hand.“

Aber Raymond küßte respektvoll die Hand und rief inbrünstig:

„Auch die andere!“

„Der ist ja toll! Meinetwegen! Da hast du sie! Was mich das schon kostet!“

Raymond war höchst zufrieden und redete verschiedenes, worin die Namen von Frau Ernest Barlon und Marie Cordelier sich seltsam vermischten.

„Immer seine Geliebten!“ sagte Lili Lapatte ärgerlich.

Schließlich umarmte er sie und flüsterte verzückt:



Sie war gleich im Bett. Raymond setzte sich an den Rand . . .





„Das ist der Herr, der bei Chateaubriands Grab seinen Hut verloren hat.“

„Frau Barlon, ich liebe Sie!“

„Ach du! Wie oft soll ich dir noch sagen, daß ich Lili heiße . . .“

Als Raymond sich anzog, betrachtete er noch einmal das Gesicht seiner leichten Eroberung. Er stellte fest:

„Du hast ja keinen Schönheitsfleck über dem linken Auge.“

„Na, wenn schon!“ war die Ansicht des Mädchens.

Raymond entfernte sich. Der Platz war immer noch voll von Menschen. Jetzt lauschte er mit größtem Genuß der Kapelle, obwohl sie einen Trauermarsch spielte. Und das Kino erschien ihm als der Gipfel aller Lustigkeit. Er kam von einem Straßenmädchen . . . Doch nein! Er war ja der Liebhaber von Frau Ernest Barlon gewesen . . .! Die Erinnerung an Marie Cordelier ver-



*Tryptichon. Von Gaston Picard*

blaßte. Bloß das Bild der jungen Frau blieb bestehen. Aber es quälte ihn nicht mehr. Er begehrte nicht mehr. Er hatte seine geheime Sehnsucht verwirklicht und jene umarmen dürfen, deren Reiz ihn wie ein Blitz getroffen hatte. Ach, wie zufrieden er war!

Eine Stimme rief ihn:

„Mein Herr!“

Er wandte sich um. Frau Ernest Barlon saß auf der Terrasse des Cafés. Ein Mann war bei ihr.

„Mein Mann“, stellte die junge Frau lächelnd vor.

Und zu jenem:

„Das ist der Herr, der bei Chateaubriands Grab seinen Hut verloren hat. Ich habe dir ja erzählt . . .“

Und wieder zu Raymond:

„Verzeihung, Herr . . .“

„Raymond Lallier.“

Herr Ernest Barlon verbeugte sich und Raymond tat das gleiche. Die junge Frau rief:

„Raymond Lallier? Die Ohren müssen Ihnen ja heute abend geklungen haben. Wir haben im Hotel Franklin gespeist. Am Nebentisch saßen ein paar junge Mädchen mit ihren Müttern und erzählten von einem sehr lebenswürdigen, aber scheinbar ein wenig närrischen Herrn — ich wiederhole nur ihre Worte —, ich habe ganz deutlich

den Namen Raymond Lallier verstanden. Es handelte sich um Chateaubriands Grab . . . Wohnen Sie denn dort? Das eine von den jungen Mädchen ereiferte sich ganz besonders. Darf man gratulieren. Sie ist sehr hübsch.“

Raymond hätte hinzugefügt: „Ganz wie Sie“, wenn der Gatte nicht dabei gewesen wäre. Aber es war dieser, der dazu bemerkte:

„Sie sieht dir ähnlich, mein Kind.“

„Nicht im geringsten,“ protestierte die junge Frau, „vielleicht die Augen, aber kaum . . .“

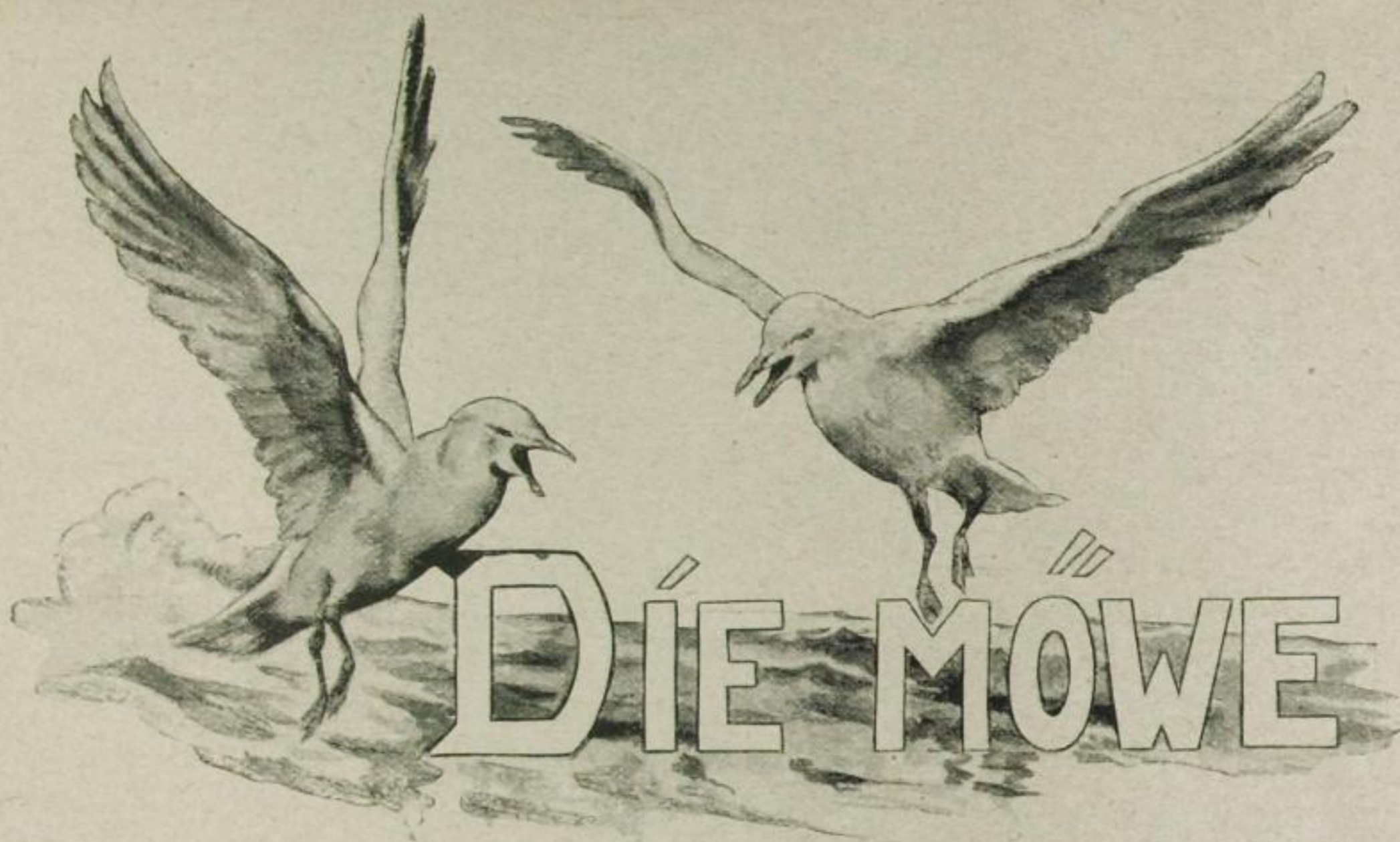
Raymond setzte sich. Eine Unterhaltung über Aehnlichkeiten entspann sich. Er vertrat heftig die Meinung, daß es nicht zwei gleiche Gesichter gäbe.“

Und während Herr Ernest Barlon ebenso entschieden das Gegenteil behauptete, spürte Raymond, wie zwei kleine Füßchen — dieselben, die seinen Hut gerettet hatten — sich auf die seinen setzten.

In diesem Augenblick ging Lili Lapatte auf der Suche nach einer neuen Kundschaft vorüber. Raymond fand ihre Reize höchst mittelmäßig. Er sagte sich in aller Aufrichtigkeit, daß sie nicht die leiseste Aehnlichkeit mit jener Frau hatte, deren Knie er soeben dicht und warm an dem seinen spürte.

(Autorisierte Uebersetzung von Fritz Bondy)





## NOVELLE VON ROBERT MICHEL

ILLUSTRIERT VON FRITZ LINZER

In Serajewo war ein kaiserlicher Prinz einem politischen Komplott zum Opfer gefallen und bald darauf brach der Krieg aus. Alle jungen Burschen und Männer in diesem Teil des Balkans wurden zu den Fahnen des Kaisers gerufen und auch der junge Murat mußte sich in den Südlagerbaracken von Mostar stellen.

Seit Murat erwachsen war, hatte er sich fast nie um Hajrija, die Tochter des Nachbarn, bekümmert; aber auch sie hatte ihn in den letzten Jahren, seitdem er nicht mehr ihr Spielgefährte war, kaum mehr beachtet. Trotzdem war sie jetzt sehr darüber erschrocken, als sie hörte, daß er hinausziehen sollte in den Krieg, und als er sich am ersten Sonntag in der Uniform ihrem Vater zeigen kam, da konnte sie die Augen nicht von ihm lassen.

Das Bild des jungen Mannes in der Uniform ging ihr nicht aus dem Sinn und bevor sie am Abend einschlief, dachte sie, daß sie ihm zum Abschied ein Tüchlein sticken könnte. Am liebsten wäre sie gleich vom Lager aufgesprungen und auf den Friedhof geeilt, um ihre tote Mutter zu fragen, ob

sie das tun dürfe. Als sie am Morgen ihre Absicht dem Vater schüchtern mitteilte, überlegte er kurz und sagte dann ernst, sie möge Murat ein Tüchlein sticken, wenn sie glaube, daß es ihn dort draußen beschützen werde.

Hajrija war eine vortreffliche Stickerin; sie hatte noch von ihrer Großmutter viele Stickmuster erlernt, drum wußte sie sehr wohl, was für Ornamente bei einem Tüchlein, das für einen jungen Krieger bestimmt war, zu wählen wären. Sie wollte in die Mitte des Tuches einen silbernen kriegerisch schimmernden Drachenkopf sticken, der goldene Flammen ausspie. Den Rand entlang sollte ineinanderverschlungen ein prächtiges Blumengewinde in schmelzend schönem Farbenmuster den Drachenkopf einrahmen. In eine Ecke wollte sie, so wie es meistens die jungen Mädchen taten, wenn sie für einen jungen Mann ein Tüchlein stickten, eine kleine Orange anbringen, die sich so zart runden mußte, wie ihre Brust, unter der das Herz heute so laut pochte, wenn sie an Murat dachte.

Hajrija hatte schon den Stickrahmen be-





Hajrija blickte traumverloren auf das weißleuchtende Fliegen der Vögel...

spannt, aber sie war voll Unruhe und brachte es nicht über sich, mit der Zeichnung des Drachenkopfes zu beginnen. Immer wieder trieb sie ihre Unruhe hinaus in den blühenden Garten, der steil hinunter zum felsigen Ufer der Narenta führte und von wo aus sie zu den Südlagerbaracken sah, in denen Murat weilte. Wiederholt lief sie bis hinunter zu den zwei großen Felsblöcken am Flußufer; dort wurde sie jedesmal von den Möwen erspäht, die sie erkannten, während sie noch in blitzenden Linien die schöne sichelförmige alte Narentabrücke umflogen. Mit lauten Rufen schossen sie herbei und stürzten sich zwischen die zwei hohen Felsblöcke, wohin ihnen Hajrija sonst das Futter zu legen pflegte. Heute hatte sie ihnen nichts gebracht, und die Vögel flatterten enttäuscht empor, kreisten aber immer noch eine Zeitlang über dem Wasser um diesen Ort. Hajrija blickte traumverloren auf das weißleuchtende Fliegen der Vögel, das sich auf die grüngurgelnde Wasserfläche wie ein lebendiges abwechslungsreiches Stickmuster zeichnete.

Als am Abend Murat wieder ihren Vater besuchen kam, machte sich Hajrija Vorwürfe, daß sie das Tüchlein noch immer nicht begonnen hatte. Am liebsten hätte sie Murat schon erzählt, was für ein Geschenk er von ihr zu gewärtigen hatte, aber sie war in seiner Nähe von einem sonderbaren Gefühl bewegt, von dem sie glaubte, es wäre Mitleid; das hielt sie davon ab, sich dem jungen Burschen unbefangen zu nähern. Sie hielt sich abseits und horchte nur von weitem auf das Gespräch, das er mit ihrem Vater führte; dabei ließ sie aber ihre Augen von ihm nicht ab und seine Worte fielen glühend in ihre junge Brust.

Nachdem Murat weggegangen war, lief Hajrija in ihr Zimmer zum Stickrahmen und wollte nun doch beim Scheine der Lampe mit der Stickerei beginnen. Sie entwarf den Drachenkopf und fädelt schon den ersten Silberfaden ein; dann setzte sie die Nadel an und nahm sich vor, bei jedem Stiche mit voller Innigkeit an Murat zu denken, damit das Tüchlein die Kraft empfangen, ihn in der Fremde vor allem Unheil



zu schützen. Da verloren ihre Augen das gezeichnete Stickmuster und ganz lebendig sah sie statt dessen das Antlitz des jungen Mannes, dem seit einigen Tagen all ihr Sinnen und Fühlen galt. Anstatt in das zarte Gewebe stach die Nadel in die bebenden Finger der linken Hand und Hajrija sah erschrocken einen Tropfen Blut hervorquellen. Da dachte sie daran, daß vielleicht Murats Blut bald fließen werde, und bei dem Gedanken mußte sie sich neben den Stickrahmen hinwerfen und weinen.

Sie gab für heute das Sticken auf und legte sich schlafen. Aber sie verbrachte eine Nacht voll Unruhe. Sie war viel wach, die Stickseide ließ sie nicht aus den Händen. Kam einmal der Schlaf, so schreckte sie gleich wieder empor; bald war es wie der Schrei einer ungeheuren Mäwe, bald die Schwere eines geträumten Mannes, die sie erwachen machte. Dann horchte sie angestrengt in die Nacht, und wenn jenseits der Narenta auf dem Bahngleise ein Zug fuhr — in wenigen Tagen sollte ein solcher Zug Murat entführen — ging es ihr wie feurige Eisenräder über den Leib. Sie wand sich manchmal in Schmerzen und da glaubte sie, diese kämen davon, daß sie mit zu großer Hingabe an Murat denke; aber noch wehrte sie sich dagegen, es vor sich selbst einzugestehen, daß sie Murat liebte.

Gegen Morgen erhob sie sich vom Lager und trat an den Stickrahmen, um endlich mit der Arbeit zu beginnen. Heute aber erschien ihr das Muster, das sie gewählt hatte, falsch und nicht den Gefühlen entsprechend, die sie für Murat hegte. Auch durfte es nicht ein so kleines Tüchlein werden, das wußte sie jetzt, denn es sollte ihm vieles verraten, was sie in Worten auszusprechen mit Scham erfüllt hätte. Sie spannte ein neues größeres Tuch in den Rahmen, und wenn sie auf diese weiße Fläche blickte, fielen ihr immer wieder Muster ein, die sie von alten Tüchern her kannte und von denen es ihr jetzt gegenwärtig wurde, daß sie von Liebe sprachen. Mit bebenden Fingern begann sie die Zeichnung zu entwerfen, noch am Abend begann sie mit dem Sticken, denn das Tuch mußte in wenigen Tagen fertig werden.

Aus den dunkelsten Seiden kam in die rechte Hälfte des Tuches eine Eichel, die sich gewichtig und drohend zu einer hellroten Lilie neigte; diese öffnete sich von links her der Eichel entgegen. An den Stengel der Eichel hängte Hajrija noch eine schwere Dolde von dunklen Brombeeren und grünen Feigen. Diese Gewächse kamen aus einem kranzartigen dichten Gewinde von Blüten und Blumen, das rings am Rande wucherte. Auf der Seite der



Sie war viel wach, die Stickseide ließ sie nicht aus den Händen.





Sie drückte das Tuch an die Brust,  
dann vergrub sie das Gesicht darin

Eichel waren es hauptsächlich Farne und Schwertlilien, und auf der Seite der roten Lilie waren es die weißen Blüten des Jasmins zum Zeichen der Liebe und gelbe Strohblumen zum Zeichen der Treue, und in dem Gewirre der Stengel schnäbelten zwei Turteltauben. Auf den Farnen, welche den Zauber ausüben sollen, daß der Empfänger zum Hellseher und Schatzfinder wird, da krochen die sonderbarsten heiligen Käfer umher, die den Träger des Tuches vor dem bösen Blick schützen. In der unteren Ecke bei der roten Lilie brachte sie eine gelbe Orange an, entschied sich aber später, noch eine zweite gleiche neben sie zu setzen. In die andere Ecke kamen noch einige Eichenblätter und Pfauenfedern. Dies sollte heißen, daß die Liebe Murats so stark und fest

sein müsse wie die Eiche, und daß ihn ihre eigene Liebe schmücken werde wie die Federn den Pfau, und er müsse auch so stolz sein auf sie wie ein Pfau auf seine Federn. Aber alle diese Dinge waren nicht aufdringlich deutlich, sondern zart ineinander verschmolzen, von feinstem Geschmack in Farbe und Linie, ein rätselvolles Spiegelbild eines verliebten Gemütes.

Obwohl Hajrija täglich von früh bis abends am Stickrahmen saß, brauchte sie eine ganze Woche zur Vollendung des Tuches. Noch nie hatte sie sich mit einer Stickerei soviel Mühe gegeben wie diesmal, und oft entfernte sie wieder die Fäden an jenen Stellen, die sie nicht ganz befriedigten. Als sie den letzten Nadelstich getan hatte, wartete sie bis zum Abend und ging dann mit dem Stickrahmen im Mondschein durch den Garten bis ans Ufer der Narenta. Zwischen den zwei Felsblöcken kauerte sie sich nieder und trennte unter Sprüchen das Tuch vom Rahmen. Sie drückte es an die Brust, dann vergrub sie das Gesicht darin und schließlich schwenkte sie es hoch in der Luft, als könnte es Murat so erblicken. Dann weinte sie und trocknete die Tränen mit dem Tuche.

Der Abtransport der Rekruten sollte am folgenden Sonntag um Mitternacht erfolgen. Am Nachmittag wurden die Soldaten noch einmal freigelassen, um Abschied nehmen zu können. Um zehn Uhr mußten sie sich endgültig in der Kaserne stellen. Murat hatte das Tuch durch die christliche Dienerin Hajrijas erhalten, und so kam er gleich herüber, um für das Geschenk zu danken. Der Vater war eben außer Hauses und Hajrija flüchtete in den Garten, denn sie wurde von Scham und Angst befallen, als sie hörte, daß Murat ihr für das Tuch danken wolle. Der junge Bursche folgte ihr in den Garten, aber auch dort brachte sie es noch nicht über sich, ihm entgegenzutreten, sondern lief weiter zum Fluß hinunter, und es war ihr, als müßte sie noch in dem tiefen Wasser Zuflucht suchen, um sich vor ihm zu verbergen. Da waren aber die zwei ungeheuren Felsblöcke, und zwischen sie in den



schmalen Raum verkroch sie sich und das Herz hämmerte in ihrer Brust.

Murat war wohl über die Stickerei auf dem Tuch verwundert gewesen, aber er dachte sich, Hajrija hätte ihm ein altes Tuch aus den Vorräten der Großmutter geschickt, ohne zu wissen, was die Zeichen bedeuteten. Langsam und selbstgefällig kam er Hajrija nach und wollte das scheue Kind als Erwachsener mit heiterem Wohlwollen behandeln. Hajrija stand an den einen Fels geschmiegt, der ihr Stütze bot, und schaute dem jungen Mann mit wirr leuchtenden Augen entgegen. Er faßte sie langsam an der Hand und fragte sie, warum sie vor ihm so davonlaufe, und dann begann er ihr für das schöne Tuch zu danken. Die spöttische Heiterkeit, mit der er begonnen hatte, verflog aber rasch und es wurde ihm schwer, die richtigen Worte zu finden. Freilich, Hajrija konnte überhaupt kein Wort hervorbringen, und als er sie verlegen fragte, ob sie das Tüchlein den Vorräten ihrer Großmutter entnommen hätte, verneinte sie und die Röte in ihrem Antlitz wurde noch dunkler. Da verwirrten sich auch dem jungen Burschen die Sinne und er sagte ihr beklommen: „Ich glaubte, du wärest noch immer ein Kind, und jetzt stehst du da wie eine Frau!“ Da mußte sie lächeln und die Augen leuchteten leidenschaftlich auf. Murat war ihr unterdessen so nahe gekom-

men, daß es kein Zurück mehr gab. Er drückte seine Lippen auf ihren Mund und sein Körper lehnte sich ganz schwer gegen sie. Hajrija fühlte schmerzhaft die Kanten des Steines im Rücken; aber das hätte sie gerne ausgehalten, nur wollten sie die Beine nicht mehr tragen. Sie ließ sich langsam niedersinken, und weil sie Murat noch immer an der Hand hielt, zog sie auch ihn mit hinab. Nun lag er heiß auf ihr und küßte weiter ihren Mund, und die freie Hand suchte bebend an ihren jungen harten Brüsten und an ihrem ganzen Leib herum. Da weckte sie aber ein schriller Schrei aus ihrem Tun. Eine Möwe war herbeigeflogen und wollte sich niederlassen, als gäbe es da etwas zu erbeuten. Als sie ihren Irrtum merkte, schrie sie auf, konnte aber nicht gleich zurück, sondern hielt einige Augenblicke inne, indem sie mit weit ausgebreiteten Flügeln die Liebenden deckte.

Als die Möwe sich wieder erhob, blickten die zwei jungen Menschen ihr wie erwachend nach, ihr, die wie ein Geist entschwebte. Sie flog wieder zur alten Brücke und umkreiste den wundervollen Steinbogen, in dessen Pfeilern einstens ein Liebespaar lebendig eingemauert worden war, und Murat und Hajrija hielten so still, als wären auch sie für ewig eingemauert in ihre junge Liebe.

— — — — —





# Die Liebe des Ulrich Nebendahl

V o n J E R O M E K. J E R O M E

ILLUSTRIERT VON HELMUTH STOCKMANN

**A**m meisten Sorgen machte es dem Herrn Pastor. War er denn nicht der Vater seines Dorfes? Und mußte er nicht deshalb dafür sorgen, daß seine Kinder gute und passende Ehen eingehen? — vor allem überhaupt heiraten? Ist es doch die Pflicht jedes biedereren Staatsbürgers, durch die Jahrhunderte das heilige Herdfeuer brennend zu erhalten, starke Söhne und brave Töchter zu zeugen, die Gott und dem Vaterland nützen? Er war ein echter Sohn der sächsischen Erde, der Herr Pastor Winckelmann —, gütig, schlicht und sentimental.

„In deinem Alter, Ulrich, in deinem Alter“, sprach der Herr Pastor, stellte das Bier nieder und wischte sich den großen Mund mit dem Handrücken, „war ich bereits Familienvater, hatte zwei Söhne und eine Tochter. Du kanntest sie nicht, Ulrich, sie hieß Maria, war so lieb und gut.“

Der Pastor seufzte und verbarg das breite rote Gesicht hinter dem aufgeklappten Dekkel seines Bierkrugs.

„Sie mögen viel Freude im Hause machen, die Kleinen“, meinte Ulrich, und seine verträumten Augen folgten den Rauchringen, die aus der langen Pfeife aufstiegen. „Mein Herz liebt die Kleinen.“

„Nimm dir ein Weib“, ermahnte der Herr Pastor. „Es ist deine Pflicht. Der liebe Gott hat dir reichliche Mittel gegeben. Es ist nicht recht, daß du ein einsames Leben führst. Junggesellen schaffen alte Jungfern, und die taugen zu nichts.“

„Das stimmt“, entgegnete Ulrich. „Ich dachte dies oft bei mir. Es wäre angenehm zu wissen, daß man nicht nur für sich selbst arbeitet.“

„Elsa zum Beispiel“, sprach der Herr Pastor, „sie ist ein wackeres Mädchen, fromm und sparsam. Der Preis einer solchen Frau übersteigt den Wert des Rubins.“

Ein freundliches Lächeln erschien auf Ulrichs Gesicht.

„Ja, Elsa ist ein braves Mädchen“, stimmte er zu. „Und ihre kleinen Hände, bemerkten auch Sie es schon, Herr Pastor, sind weich und voller Grübchen.“

Der Pastor schob den leeren Bierkrug beiseite und stützte die Ellenbogen auf den Tisch.

„Ich glaube... ich glaube nicht, daß sie nein sagen würde. Ihre Mutter... ich habe meine Gründe, zu glauben... Werde diskret anfragen...“

Das Gesicht des alten Pastors glühte noch röter vor Freude; nichts liebte er mehr, als Ehen stiften.

Aber Ulrich, der Wagner, wetzte unruhig auf seinem Sessel hin und her.

„Noch ein wenig Zeit“, bat er, „lassen Sie mir noch ein wenig Zeit. Ein Mann soll nur heiraten, wenn er seiner Liebe gewiß ist. Sonst könnte allerlei geschehen. Und es wäre ungerecht gegen das Mädchen.“

Der Herr Pastor streckte die Hand über den Tisch und legte sie auf Ulrichs Arm.

„Denkst du an Hedwig? Vorige Woche hast du sie zweimal nach Hause begleitet.“



„Der Weg ist einsam für ein ängstliches Mädchen, und sie mußte den Fluß überschreiten“, erklärte der Wagner.

Das Gesicht des Herrn Pastors hatte sich für einen Augenblick verdunkelt; nun wurde es wieder hell.

„Gut, gut, weshalb denn nicht? Elsa wäre in einer gewissen Beziehung besser gewesen, aber auch Hedwig... ach ja, sie ist ebenfalls ein gutes Mädchen, vielleicht ein wenig übermütig, aber das gibt sich mit der Zeit. Sprachst du schon mit ihr?“

„Noch nicht.“

„Aber du wirst es tun?“

Abermals kam ein bekümmertes Ausdrück in die Träumeraugen. Nun legte Ulrich die Pfeife beiseite und stützte die Arme auf den Holztisch.

„Wie kann ein Mensch wissen, in wen er verliebt ist?“ fragte Ulrich. Der Pastor war bereits zweimal verheiratet gewesen, mußte sich in derlei Dingen auskennen. „Wie kann er bestimmt wissen, daß es dieses Mädchen ist und nicht jenes, dem sein Herz entgegenschlägt?“

Der Herr Pastor war ein alltäglich aussehender Mensch, klein, fett und kahl. Aber es hatte auch für ihn andere Tage gegeben, und diese hatten ihm eine junge Stimme zurückgelassen. Die Dämmerung verhüllte sanft das runzlige Gesicht, und Ulrich hörte nur die Stimme; es war, als spräche zu ihm ein junger Bursche.

„Du wirst sie mehr lieben, als dich selbst. Denkst du an sie, so wird dir alles andere nichtig erscheinen. Du wirst bereit sein, für sie dein Leben zu opfern.“

Sie saßen eine Weile stumm da; der fette kleine Herr Pastor träumte von der Vergangenheit, und der lange hagere Ulrich Nebendahl von der Zukunft.

Als Ulrich am Abend heimstrebte, nach der alten Mühle am Fluß, wo er allein mit der alten Anna lebte, traf er zufällig auf der Brücke Elsa mit den Grübchen in den Händen. Sie plauderten eine Weile miteinander, während unten die Mühle rauschte. Dann sagte er gute Nacht.

Wie köstlich war es gewesen, ihre sanften Kuhaugen zu betrachten, die schüchtern die seinen suchten, die kleinen Hände zu drücken und sich der eigenen Kraft bewußt zu werden. Sicherlich liebte er sie mehr als sich selbst. Er konnte nicht länger daran

zweifeln. Er stellte sich vor, daß sie in Gefahr sei, bedroht von den wilden napoleonischen Soldaten, die gleich bösen Gespenstern die lieblichen Täler durchstreiften, Tod und Elend zurücklassend: eingäscherte Heime, wildäugige Frauen, die ihr Antlitz vor dem Tageslicht verbargen. Würde er nicht um Elsas willen freudig sein Leben geben?

Und so wurde ihm denn klar, daß die kleine Elsa die Liebe seines Lebens sei.

Bis zum nächsten Morgen, da er die Augen von der Säge hob und Margot vor ihm stand, munter, lachend. Margot, übermütig, trotzig, die für ihn immer das kleine Kind sein würde, das er gehegt und gepflegt, mit dem er gespielt hatte. Die müde Margot; hatte er sie nicht an die hundertmal schlafend in den Armen getragen? Margot, von Gefahren bedroht! Bei dem bloßen Gedanken schoß ihm Zornesröte ins Gesicht.

Ulrich erforschte sich selbst den ganzen Nachmittag, versuchte, sich zu verstehen, aber vergeblich. Denn es waren ja nicht nur Elsa, Margot und Hedwig! Gab es denn im ganzen Dorf ein Mädchen, das er nicht liebte? Da war Liesel, die so hart arbeitete und so armselig lebte, gequält von der brummigen alten Großmutter. Und Susanna, häßlich und mürrisch, die nie einen Schatz gehabt hatte, was ihr doch ein Lächeln auf die schmalen harten Lippen gezaubert hätte. Die kleinen Mädchen, denn so erschienen sie dem hageren Ulrich, mit ihrer reizenden Art — er lächelte bei dem Gedanken an sie; wie konnte ein Mann die eine mehr lieben, als die andere?

Der Herr Pastor schüttelte den Kopf und seufzte.

„Das ist nicht Liebe. Gott im Himmel, denke doch daran, wohin das führen würde! Der liebe Gott hat die Welt nicht so eingerichtet. Du liebst nur eine, sie ist für dich die einzige Frau auf der Welt.“

„Aber Sie selbst, Herr Pastor, waren doch zweimal verheiratet!“ warf der verwirrte Wagner ein.

„Doch hatte ich immer nur eine Frau auf einmal, immer nur eine auf einmal. Das ist etwas ganz anderes.“

Weshalb sollte unter allen Menschen nur er, Ulrich Nebendahl, dieses Gefühl nicht kennen? Es muß etwas Schönes sein, diese Liebe, eines Menschen würdig, etwas, ohne



## Die Liebe des Ulrich Nebendahl



HELMUTH  
STOCKMANN

„Du liebst nur eine, sie ist für dich die einzige Frau auf der Welt.“

das der Mensch nur ein nutzloser Esser ist, der der Welt zur Last fällt.

So grübelte Ulrich, an einem schwülen schläfrigen Sommernachmittag, in der Arbeit innehaltend. Er lauschte dem leisen Gang des Wassers. Wie gut kannte er die fröhliche Stimme der sich schlängelnden Mühlde. Er hatte sein Lebenlang an ihr gespielt und gearbeitet. Bisweilen plauderte er mit ihr wie mit einem alten Freund, vernahm in dem verschieden tönenden Plätschern eine Antwort.

Trudchen sah, daß er faulenzte und schob die kalte Schnauze in seine Hand. Sie fühlte sich wichtig und bedeutsam; war sie denn nicht die Mutter der fünf schönsten Hündchen in ganz Sachsen? Sie krabbelten um Ulrichs Beine, preßten die weichen dummen kleinen Köpfe eng an ihn. Er beugte sich nieder, hob mit jeder der großen Hände ein Hündchen auf. Da dies jedoch die anderen mit Eifersucht und Zorn erfüllte, legte er sich auf ein Brett. Nun stürzten sich alle fünf auf ihn, rissen ihn am Haar, tra-

ten mit den ungelinken Pfoten in sein Gesicht, rasten dann alle fort, um nach einer durch die Luft fliegenden Feder zu haschen. Ulrich setzte sich auf, beobachtete die kleinen Schelme, die hilflosen Geschöpfchen, die so sehr der Sorge bedurften. Ueber ihm zwitscherte ein Drosselweibchen. Ulrich schlich auf den Zehenspitzen zum Nest und lugte hinein. Die Vogelmutter beachtete es kaum; wer hätte Ulrich je gefürchtet? Winzige summende Insekten umschwärmten seine Füße. Ein alter Mann, der Feierabend gemacht hatte, bot ihm einen Gutenabend. Der leise Wind flüsterte den Blättern etwas Drolliges zu, worauf sie lachten, und er seines Weges weiter zog. Hier und dort kroch ein Schatten aus seinem Versteck.

„Könnte ich doch das ganze Dorf heiraten!“ lachte Ulrich vor sich hin. „Aber das ist selbstverständlich ein unsinniger Gedanke...“

Im Frühling wurde die Meute des Krieges abermals auf das blutbefleckte Land



losgelassen. Ganz Deutschland, allen Ha-  
der vergessend, vereinigte sich zu einer  
mächtigen Woge, um Napoleons Heere von  
der deutschen Erde zu fegen. Ulrich, für  
den es keine Frauenliebe gab, wurde zum  
Geliebten der Heimat. Auch er wollte mit  
den Tapferen marschieren, die, gleich Tau-  
senden von Bächen, aus allen deutschen  
Tälern herbeieilten, um sich zu einem  
Strom zu vereinigen.

Aber selbst die Liebe zum Vaterland  
schien Ulrich mit den Träumeraugen nicht  
vergönnt. Sein Geschäft rief ihn in eine  
entfernt gelegene Stadt. Er war bereits den  
ganzen Tag gewandert. Als er gegen Abend  
an einem Wald entlang schritt, vernahm er  
Hilferufe. Ulrich blieb stehen, und aber-  
mals klang aus dem dunklen Wald der  
schmerzliche Schrei. Ulrich lief vor, fand  
auf dem Gras zwischen wilden Blumen fünf  
Gestalten liegen: zwei deutsche Landwehr-  
männer und drei Franzosen in der verhaß-  
ten napoleonischen Uniform. Es hatte ein  
kleines Scharmützel gegeben, eine jener un-  
bedeutenden Episoden des Krieges, die nie  
berichtet werden, die vergessen bleiben und  
nur in der Erinnerung einiger trauriger  
Gesichter weiterleben. Vier der Männer wa-  
ren tot; der fünfte, ein Franzose lebte  
noch; aus einer tiefen Brustwunde floß  
Blut, das er mit Gras zu stillen versuchte.

Ulrich nahm ihn in die Arme. Der Sol-  
dat sprach nicht Deutsch, und Ulrich kannte  
nur seine Muttersprache; als jedoch der  
Mann mit einem entsetzten Blick der ver-  
glasten Augen nach dem Nachbardorf wies,  
verstand ihn Ulrich und trug ihn tiefer in  
den Wald hinein.

Hier fand er einen kleinen Köhlerver-  
schlag, legte den Soldaten auf trockenes  
Gras, kam des Nachts wie ein Dieb ge-  
schlichen, pflegte den Mann und brachte  
ihm Nahrung. Und als dieser wieder bei  
Kräften war, füllte Ulrich, der geglaubt  
hatte, sein einziger Wunsch sei, Franzosen  
zu töten, den Tornister des „Feindes“ mit  
Speise und Trank, geleitete ihn nachts durch  
den Wald, drückte ihm die Hand und nahm  
so Abschied von ihm.

Ulrich kehrte nicht nach Alt-Waldnitz an  
der rauschenden Mühle zurück. Mögen die  
Dorfbewohner glauben, daß er in den Krieg  
gezogen sei. Er war zu feige, um heimzu-  
gehen und ihnen zu bekennen, daß er nicht

mehr kämpfen wolle, daß er beim Ver-  
nehmen des Trommelwirbels nur eines sah:  
zerstampftes Gras, in dem tote Männer lie-  
gen, die verglasten Augen voller Flüche.

So wanderte er weiter, mit beschämt ge-  
senktem Haupt, folgte den Lauten des  
Schmerzes, trieb die bösen Dinge von den  
Verwundeten, eilte zu jedem Leidenden,  
ohne der Uniform zu achten.

Eines Tages fand er sich zufällig wieder  
in der Nähe des waldumfriedeten Waldnitz.  
Er wollte über die Hügel steigen, im Mond-  
schein, wenn die wackeren Dörfler schlie-  
fen, die stillen Pfade entlang schreiten. Je  
näher er kam, desto mehr beschleunigte er  
seinen Schritt. Dort, wo sich die Bäume  
lichteten, würde er auf das Dorf nieder-  
blicken können, auf all die Dächer, die ihm  
so vertraut waren, auf den Kirchturm, die  
Mühle, die sich schlängelnde Mühle, auf  
die Weide, zerstampft von tanzenden Fü-  
sen, wo — war einmal der abscheuliche  
Krieg zu Ende — wieder die Volkslieder  
ertönen würden.

Aber dort, wo der Wald auf der Stirne  
des Hügels Halt macht, kniete eine Gestalt,  
das Gesicht dem Dorfe zugewandt. Ulrich  
schlich näher und erkannte den Pastor, der  
stumm, aber eifrig betete. Er schnellte auf,  
da ihn Ulrich berührte und als er ihn er-  
kannte, berichtete er seinen Kummer.

Seit Ulrich das Dorf verlassen hatte, war  
viel Unheil hereingebrochen. Ein französi-  
sches Korps lagerte auf dem Hügel und zwei-  
mal in einem Monat war im Walde ein ermor-  
deter französischer Soldat gefunden worden.  
Schwere Repressalien hatten das Dorf ge-  
troffen, und der Oberst hatte mit furcht-  
barer Rache gedroht. Und nun hatten zum  
drittenmal die französischen Soldaten, tobend  
vor Wut, einen in den Rücken gestochenen  
Kameraden ins Lager getragen. Der Oberst  
schwor am gleichen Nachmittag, daß er,  
falls ihm der Mörder nicht vor Morgen-  
grauen ausgeliefert werde, das Dorf ein-  
äschern lasse. Der Pastor kam eben vom  
Lager zurück, wo er vergeblich um Erbar-  
men gefleht hatte.

„Das sind gemeine Taten“, sprach Ulrich.

„Die Menschen sind wahnsinnig vor Haß  
gegen die Franzosen“, erklärte der Pastor.  
Vielleicht ist es einer, vielleicht sind es  
zwölf, die die Rache ausgeübt haben. Möge  
Gott ihnen verzeihen.“



## *Er ist's. Von Mörike*

„Werden sie sich nicht stellen, um das Dorf zu retten?“ fragte Ulrich.

„Kann man es von ihnen verlangen? Es gibt für uns keine Hoffnung. Unser Dorf wird eingeäschert werden, wie hundert andere vor ihm.“

Ja, das stimmte: Ulrich hatte die verkohlten Ruinen gesehen, die Greise, die auf den Trümmern ihres Heimes saßen, die kleinen jammernden Kinder, die winzigen Schwalben, die im Nest verbrannt waren. Er hatte unter verkohlten Bäumen Leichen hervorgezogen.

Der Pastor ging fort, um seine Gemeinde auf ihr Unglück vorzubereiten.

Ulrich verharrte allein, blickte auf Alt-Waldnitz nieder, das im Mondschein dalag. Und ihm fielen die Worte des alten Pastors ein:

„Du wirst sie mehr lieben, als dich selbst. Wirst bereit sein, für sie dein Leben zu opfern.“

Und nun wußte Ulrich mit einem Male, daß seine Liebe das Dörfchen Waldnitz sei, wo die Seinen leben, die alten runzligen Leute, die lachenden „kleinen Mädchen“, die hilflosen stummen Geschöpfe mit den

treuen Augen, wo die Bienen und die tausend kleinen Insekten summen.

\*

Sie hängten ihn hoch auf eine alte Ulme, das Antlitz dem Dorfe zugewandt, auf daß das ganze Dorf, jung und alt, ihn sehen möge. Dann marschierten sie ab, unter Trommelwirbel und Trompetenschall. Und das im Wald verborgene Waldnitz griff von neuem nach den Fäden seines Alltagslebens und verwob sie zu einem schlichten Muster.

Die Dörfler sprachen häufig über den Vorfall, einige lobend, andere tadelnd. Nur der Herr Pastor vermochte ihn nicht zu begreifen.

Erst als viele Jahre später ein Sterbender sein Herz erleichterte, wurde die Wahrheit bekannt.

Da holten sie voll Ehrfurcht und Liebe Ulrichs Nebendahls Sarg, und die jungen Männer trugen ihn ins Dorf, damit er ewig unter ihnen weilen möge. Sie errichteten ihm einen in ihren Augen herrlichen Grabstein und meißelten darein:

„Größere Liebe hat kein Mensch gehabt.“

Einzigberechtigte Uebertragung von Hermynia Zur Mühlen



## *Er ist's*

*Frühling läßt sein blaues Band  
Wieder flattern durch die Lüfte;  
Süße, wohlbekannte Düfte  
Streifen ahnungsvoll das Land.  
Veilchen träumen schon,  
Wollen balde kommen.  
- Horch: von fern ein leiser Harfenton!  
Frühling, ja du bist's!  
Dich hab ich vernommen!*

Mörike



# LEICHTE HÜLLE



Phot. d'Ora

Frau M.

961





Maria Ley (Straußfedern)

9C2





Phot. Balázs

Im Shawl

963





Mimy Kött (Spanisches Tuch)

Phot. Angelo

964



# Der Knieis

von J. Koss.



Illustriert von Leisser

Das Personal des Schiebers und Winkelbankiers Morgenstern gab sich einer beschaulichen Tätigkeit hin. Kranich, der Prokurist, die rechte Hand des Bankiers, zuweilen seine Linke, mit einem Wort sein Mitwisser, räkelt sich müßig in einem bequemen Lehnstuhl. Das Schreibmaschinenfräulein Leona döste, wovon sich der dritte der Beamtenschaft, Herr Pohl, nicht abhalten ließ, ihr wie gewöhnlich in glühender Begeisterung seine Liebe zu versichern.

Im anschließenden Raum, dem Privatkontor Morgensterns, vernahm man die ruhelosen Schritte des Chefs, der den ganzen Tag herumwanderte, als befände er sich auf der Flucht vor sich selbst, während zu dieser Flucht vor seiner Person eher jene Anlaß gehabt hätten, die mit ihm geschäftlich zu tun hatten.

Der Grund dieser merkwürdigen Stimmung von Chef und Personal lag darin, daß Morgensterns Geschäft schon seit Monaten stillstand. Sowohl das offizielle Bankgeschäft, das sich vor den Schaltern abwickelte, als auch jener wirkliche Betrieb des Schiebers,

der sehr zweifelhafter Natur war und für den die Schalterfenster nur die Kulissen abgaben.

Morgensterns Geschäftsmethode war mit der Zeit so anrühlich geworden, daß der ganze Betrieb ins Stocken geriet. Ja selbst in unsaubererem Geschäften, mit denen sich Morgenstern am liebsten befaßte, hütete man sich, mit ihm anzuknüpfen.

\*

Kranich erhob sich und ging tor kelnd vor Schlaftrunkenheit durch den Kanzleiraum. Leona hatte, während Pohl von seiner Liebe sprach, einen Brief an eine Freundin begonnen, worauf sich Pohl beleidigt in eine Ecke zurückzog. Auf diese Ecke steuerte nun Kranich los und ließ sich neben Pohl nieder. Die beiden begannen nun folgendes sonderbare Gespräch:

„Wie steht es mit unserer Defraudation?“ fragte Kranich.

„Seit der Alte unser Gehalt unterschlägt,“ antwortete Pohl, „bin ich immerfort auf dem Sprung, unter Mitnahme des nötigen Reisegeldes auf und



davon zu gehen. Hol mich der Teufel, jetzt würde ich mich schon mit 1000 Mark zufrieden geben. Vor einem Monat hätte ich es nicht unter 10 000 gemacht. Aber damals gab es hier auch andere Gelegenheiten. . . . Zuweilen beschäftigt mich die Frage,“ Pohl dämpfte seine Stimme, „ob Leona von unserer gemeinsamen Absicht etwas weiß. Sie sieht uns oft, wenn wir etwas besprechen, so eigentümlich an.“

„Nun, vielleicht wartet sie auch auf Einlauf von Barkapital“, meinte Kranich.

„Was? ! . . . Willst du damit sagen, daß auch Leona . . .“

„Unsinn!“ sagte Kranich, „eine schöne Frau defraudiert nicht, die läßt den Mann für sich defraudieren. Leona erwartet den Einlauf von Barkapital in unserem Interesse, mithin auch in ihrem.“

Pohl sprang auf. „Meinst du damit,“ flüsterte er erregt, „daß Leona bereit wäre, mit uns davonzugehen, nachdem wir . . .“

„Gewiß, das meine ich,“ bestätigte Kranich ruhig, „man muß ihr nur den entsprechenden Antrag machen.“

„Und du hast da wohl schon den entsprechenden Antrag gemacht?“ fragte Pohl in feindseligem Ton.

„Nein, der Bewerb steht noch offen“, sagte Kranich liebenswürdig.

Plötzlich wurde an der Eingangstür geklopft. Ein junger, elegant gekleideter, energisch aussehender Mann trat schnell ein, ging bis in die Mitte der Kanzlei vor und sagte in scharfem bestimmten Ton, wobei er sich förmlich an alle anwesenden Personen wandte: „Möchte Herrn Direktor Morgenstern dringend geschäftlich sprechen.“ Kranich ließ es sich nicht nehmen, den Herrn persönlich beim Direktor anzumelden. Er erhob sich, verbeugte sich unwillkürlich vor dem imponierenden Fremden und verschwand hinter der ledergepolsterten Tür, die in Morgen-

sterns Privatkontor führte, worauf er gleich wieder erschien und mit einer einladenden Handbewegung sagte: „Bitte einzutreten!“

\*

Als der Besucher in das Chefbüro eintrat, saß Morgenstern hinter einem Berg von Papieren vergraben und fragte, ohne den Ankömmling anzusehen, in herablassendem Tone: „Womit kann ich dienen?“

Der Gefragte trat statt einer Antwort schnell an den Schreibtisch heran und sagte nur: „Mein Name ist Edgar Johannes Mertel.“

Die Wirkung dieser Worte war, daß der Bankier vorerst den ganzen Berg der Attrappenpapiere, die er zusammengetragen hatte, um große Betriebsamkeit vorzutäuschen, mit dem Ellbogen in einen Winkel des Schreibtisches fegte und sodann eigenhändig einen bequemen Lederstuhl heranholte.

„Ich bin,“ begann der Besucher, „wie Ihnen wohl schon mein Name gesagt hat, der Generaldirektor der Imcoping Comp. Mein Unternehmen habe ich aus geschäftlichen Gründen vor kurzem liquidiert, was Ihnen wohl gleichfalls bekannt ist?“ Morgenstern nickte und der Besucher fuhr fort: „Ich betätige mich jetzt an mehreren laufenden Unternehmungen, in die ich mein Geld hineingesteckt habe. Eben lanciere ich eine neue Sache, zu der noch ein Kapital von 12 000 Mark erforderlich wäre. Wenn Sie so viel wagen wollten, so könnte ich Sie beteiligen.“

Morgenstern sah einen Augenblick vor sich hin, dann beugte er sich vor und sagte mit Nachdruck: „Geben Sie mir zunächst Antwort. Welche Gründe haben Sie bestimmt, gerade mich für diese Geschäftsbeteiligung auszuwählen?“

„Ich brauche für meinen Plan gerade Sie, Moritz Morgenstern, den Mann, dessen besondere Stellung in Geschäfts-





Als der Besucher eintrat, saß Morgenstern hinter einem Berg von Papieren.

kreisen ich wohl kenne und dessen geniale Geschicklichkeit ich bewundere. Jeder andere ist unbrauchbar.“

„Ich bin im Bilde“, sagte Morgenstern, erhob sich, verschloß die Verbindungstür, rückte seinen Stuhl näher an den des Besuchers, schob die Zigarrenkiste heran und fragte: „Wie hoch beläuft sich die Gewinnmöglichkeit?“

„120 000 Mark, verteilt auf drei.“

„Warum drei?“

„Wir brauchen zu diesem Geschäft noch einen.“

„Ist es eine Spekulation?“

Herr Mertel lächelte seltsam. „Wie

Spekulation? Gewiß. Alles ist Spekulation.“

Morgenstern sog an seiner Zigarre und blickte forschend in das Gesicht seines Gegenübers. Es begann ihm aufzudämmern, daß es sich hier weniger um ein unreines Geschäft als vielmehr um ein reines Verbrechen handeln dürfte. „Was hat der Dritte zu tun?“ fragte er unvermittelt.

„Der macht die Hauptarbeit“, erwiderte Mertel.

„So.“

In der Pause, die nun entstand, breitete sich langsam ein Lächeln auf Mertels Zügen aus. Morgenstern ver-



## Der Kreis

stand dieses Signal. Es war eine Bestätigung seiner Vermutung über das Wesen des zu machenden Geschäfts, eine Antwort auf seine unausgesprochene Frage. Und bald tauchte als Gegen-signal ein verstehendes Lächeln auf Morgensterns Zügen auf. — Sie waren im Bilde.

Mertel ließ sich entspannt in den Lehnstuhl zurückfallen. Er durfte nun ruhig zu den Einzelheiten übergehen. Er begann: „Ich unterhalte bei der hiesigen ‚Südafrikanischen Minenbank‘ ein offenes Konto. Diese Bank besitzt, wie Sie wissen, eine Filiale in Hamburg. Nun bin ich zu einem Mann in Geschäftsbeziehung getreten, der bei dieser Filiale Beamter ist und daselbst eine Vertrauensstellung innehat. Der Mann, er heißt Holz, hat aber noch eine unschätzbare Eigenschaft, die ihn erst für unseren Plan brauchbar macht. Er ist der Verbindungsbeamte zwischen Zentrale und Filiale und erledigt als solcher alle in dieses Gebiet fallenden Aufgaben. Holz ist der Mann, eben der Dritte. — Mein Plan ist der: Sie zahlen bei der Hamburger Filiale 12 000 Mark ein und lassen diese Summe auf mein Berliner Konto gutschreiben. Diese Aufgabe besorgt mein Freund Holz. Er verfertigt das Aviso an die Zentrale sowie alle Belege. Dabei wird sich nur durch ein bedauerliches Versehen ein Schreibfehler einschleichen. Überall, wo es nötig ist, kommt auf geheimnisvolle Weise eine Null hinzu. Die Zentrale bekommt avisiert, daß in der Filiale auf mein Konto 120 000 Mark eingelaufen sind, und diese Summe wird nun bei Anforderung in der Zentrale anstandslos ausgezahlt werden.“

Morgenstern hatte sich erhoben und ging nun mit schnellen Schritten auf und ab, was innere Spannung verriet. Vor Mertel blieb er stehen. „Und wenn die Sache herauskommt?“

„Die Sache kann erst nach Tagen herauskommen. Überdies laufen Sie

ja keine Gefahr. Sie haben mit der Sache nichts zu tun. Höchstens ich, da man mich des Einverständnisses mit der Machination Holzens bezichtigen kann und in besonderem Maße Holz. Dieser trifft in der richtigen Voraussicht, daß man ihm den Schreibfehler nicht glauben wird, bereits Anstalten für eine Überseereise. Und scheinbar werde auch ich mich nach Erledigung dieses Geschäfts auf eine Auslandstour begeben müssen. Nun, wie gefällt Ihnen das alles?“

„Ich finde es famos! Indes . . .“ das leuchende Gesicht des Bankiers wurde um eine Schattierung düsterer, „das Prinzip der Nichtaußerachtlassung der gebotenen oder nicht gebotenen Vorsicht, dem ich huldige, zwingt mich, die Frage der Sicherheit anzuschneiden . . . Verstehen Sie mich recht . . . ich . . .“

„Ich verstehe Sie wohl“, unterbrach ihn Mertel. „Sie erhalten sofort nach getätigter Einzahlung von mir einen Scheck auf 40 000 Mark, die Sie dann von meinem Konto in Berlin abheben können.“

„Und wenn der Betrug mißlingt? Das Risiko der 12 000 Mark?“

„Ach so.“ Das Gesicht Mertels blieb gleichmäßig ruhig. „Hier“, er entnahm seiner Tasche einen Scheck. „Ich habe 20 000 Mark auf meinem Konto in der Minenbank. Ich darf, wenn der Plan völlig gelingen soll, mein Konto nicht auflassen. Das da ist der Bankscheck.“

„Gewiß, das ist ein Bankscheck“, sagte Morgenstern. „Ich zweifle nicht an seiner Echtheit. Allein, das Prinzip der Nichtaußerachtlassung . . .“

Mertel kniff die Lippen zusammen und warf Morgenstern einen ängstlichen Blick zu. „So sehe ich mich denn gezwungen, mein Konto aufzulassen . . . Ja, aber was hindert mich dann, mein Geschäft allein zu machen?“

„Ich“, sagte Morgenstern freundlich lächelnd. „Sie haben mich als Teil-



haber gewonnen und dabei bleibt es, denn es könnte mich keiner hindern, Ihren Plan aufzudecken.“

„Verdammt“, knurrte Mertel hörbar. Dann aber fuhr er ruhig fort: „Nun wohl, Sie haben hier doch einen Menschen, den man mit der Behebung der 12 000 Mark betrauen kann?“

„Gewiß“, sagte Morgenstern eifrig — „einen Moment.“ Er rief zur Tür hinaus: „Herr Kranich!“ Mit einer Schnelligkeit, die ahnen ließ, daß der Prokurist nicht weit von der ledergepolsterten Tür gestanden haben mochte, kam dieser hereingestürzt. „Sagen Sie“, wandte sich Morgenstern an Kranich, dessen Blicke wie Scheinwerfer die Kanzlei absuchten, „hat der Pohl jetzt etwas Besonderes zu tun?“

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Kranich seinerseits.

„Es wären hier 12 000 Mark zu beheben. Bei der Südafrikanischen Minenbank.“

„Per Scheck?“

„Ja, ein Bankscheck, auf die Minenbank lautend. Erledigen Sie das, bitte!“ Damit schob der Bankier dem Prokuristen den Scheck hin. „Und sagen Sie dem Pohl, die Sache ist eilig.“

Kranich richtete seinen stechenden Blick blitzschnell auf Mertel, er suchte Anhaltspunkte, das Dunkel, das um diesen Scheck lag, aufzuhellen. Aber Mertel ließ sich nicht überrumpeln. So drehte sich denn Kranich herum und schritt, 12 000 Mark in der Hand fühlend, hinaus.

Aus der Tür tretend, ging er auf Pohl zu, der sich erwartungsvoll erhob. Ein Blick auf Kranichs Gesicht zeigte ihm, daß die heißersehnte Stunde gekommen war. „Pohl“, flüsterte Kranich, „die Stunde der Tat ist da.“

„Wieviel sind es?“ fragte Pohl geschäftsmäßig.

„Pst, stiller. Es sind 12 000 Mark. Auf jeden von uns fallen 6000.“

„12 000 Mark?“ sagte Pohl. „Nun,

das ist ausreichend . . . Für uns beide“ meine ich. Er meinte nämlich sich und Leona, mit der er bereits einen kleinen Vorvertrag geschlossen hatte. Kranich wieder nahm an, daß Pohl sich und ihn meinte. Darüber amüsierte er sich insgeheim, denn er meinte keineswegs sich und Pohl. Vielmehr glitt sein Blick zu Leona hin. Pohl war für ihn schlechthin ein Trottel, der einfach beiseitegestellt wurde, nachdem ihm vorher die 12 000 Mark abgeknöpft wurden.

Pohl betrachtete den Scheck und überdachte die Arbeit, die er vor sich hatte. Die bestand aus folgenden Phasen: 1. Die Behebung des Betrages. 2. Glänzende Hereinlegung Kranichs: a) durch Vorenthaltung der 6000 Mark, b) durch Wegschnappung Leonas. Kranichs Arbeitsplan dagegen enthielt nur zwei Teile, nämlich: glänzende Hereinlegung Pohls: a) durch Wegnahme auch der anderen 6000 Mark, b) durch Wegschnappung Leonas. Nachdem die beiden dies durchdacht hatten, berieten sie mit ernsthafter Miene ihren gemeinsamen Plan. „Wenn du das Geld hast“, sagte Kranich, „dann rasest du per Auto in meine Wohnung, wo ich dich erwarten werde. Dort nehmen wir die Teilung vor. Dann geht jeder seiner Wege. Und jetzt auf den Weg!“ Aber Pohl ging noch nicht. Er stürzte noch schnell zu Leona hin und flüsterte ihr heiß ins Ohr: „Leona! Ich habe 12 000 Mark. Vergiß nicht: ‚Kensington-Bahnhof, London.‘ Noch heute reise mir nach.“ Damit lief er zur Tür hinaus. Unaufhaltsam schien der Weg für Pohl. Hin zur Bank. Geld beheben. Mit dem Auto an Kranichs Wohnung vorbei zum Bahnhof. Und von da nach London.

Kranich ging langsam zu Leona hin. Er begann sehr zielsicher folgendermaßen: „Also, ich jage dem Buben die 12 000 Mark ab, und wir fahren noch heute nach Schweden, wo wir ein herrliches Leben führen werden.“ Ohne sich im Schreiben zu unterbrechen,



## Der Kreis

sagte Leona in der praktischen Erwägung „Man kann nicht wissen“ — zu Kranich gewendet: „Gut, wenn Sie mich benachrichtigen, daß die Sache geglückt ist, fahre ich mit Ihnen.“

\*

Indessen saßen Morgenstern und Mertel einander gegenüber, bliesen den Rauch aus ihren Zigarren und schwiegen. Dem Bankier konnte man es ansehen, daß er eifrig nachsann und immer sorgenvoller wurde. Es sah aus, als wolle er etwas sagen, dazu aber keinen Mut fand. Mertels Gesicht dagegen war eisig kalt.

„Sagen Sie,“ brach Morgenstern endlich das Schweigen, „wie geschieht jetzt, nachdem Sie einen so großen Teil Ihres Kontos auflassen, die Manipulation?“

„Sehr einfach. Sie nehmen in allem meine Stelle ein. Eröffnen auf Ihren Namen ein Konto, und die Einzahlung in Hamburg geschieht auf Ihr Konto.“

„So erscheine ich dann, wenn die Sache herauskommt, als der Mitschuldige,“ sagte Morgenstern und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn, „und ich müßte flüchten.“

„Es kann nicht herauskommen“, beruhigte Mertel, aber seine Beruhigung war merkwürdig trocken. Sie entbehrte der Beredtsamkeit, die er sonst, wenn er etwas erreichen wollte, geschickt einzusetzen verstand.

„Und wenn doch“, stöhnte der Bankier. „Geht denn das Ganze nicht ohne Konto?“

„Nein. Nur bei Kontoeinzahlung erscheint die Sicherheit des vorläufigen Unentdecktbleibens gewahrt. Für die Dauer allerdings ist eine Verdeckung des Betruges undurchführbar.“

„Dann“, sagte Morgenstern entschieden, „war ich ein Trottel, jawohl — ein Trottel! Ihre Anordnung betreffs Eröffnung meines Kontos dünkt mich riesig umständlich. Wozu das alles? Konto auflassen — Konto eröffnen. Dieses ganze Durcheinander, wozu das

alles? Wir hätten bei Ihrem Konto bleiben sollen und uns längst auf die Reise machen können.“

„Waren nicht Sie es, der diese Umstellung des Planes forderte . . . Aus Mißtrauen . . .“

Wie von plötzlicher Eile angetrieben sprang Morgenstern plötzlich auf und sprudelte hervor: „. . . Hören Sie! . . . Pohl kann noch nicht den halben Weg zurückgelegt haben . . . Er ist noch einzuholen . . . Ich werde den Diener . . .“

„Nein“, sagte Mertel, während er den Bankier am Aermel festhielt . . . „Ich werde meinen Chauffeur nachschicken. Er steht mit dem Auto an der Straßenecke. Ich werde ihm Pohl genau beschreiben und ihm einige Zeilen für Ihren Beamten mitgeben.“

Er stürzte hinaus, lief bis zur Straßenecke, wo wirklich ein Auto stand. Er sprach aber nicht mit dem Chauffeur, sondern öffnete den Wagenschlag. Das Gesicht eines nicht sehr vertrauenerweckenden Mannes kam zum Vorschein.

„So, jetzt los“, rief Mertel demselben zu. „Er kann noch nicht weit sein, laß dir ihn aber auf keinen Fall entgehen.“

„Ohne Sorge“, antwortete der Unbekannte, gab dem Chauffeur ein Zeichen, und das Auto raste davon.

Mertel ging, triumphierend lächelnd, wieder zurück. Zu Morgenstern sagte er nur: „Alles in Ordnung.“ Sie saßen wieder schweigend da.

Plötzlich klingelte das Telephon. Morgenstern nahm den Hörer ab und alsbald entfuhr ihm ein Schrei, der die seltsame Wirkung zeitigte, daß Mertel wie unabsichtlich zur Tür ging und die Klinke in die Hand nahm. Aber nun setzte Morgenstern das Schreien verständlicher fort, und Mertel kam wieder zurück.

„Was?! . . . Sind Sie des Teufels?! . . . Ich hetze die Polizei auf Sie! . . . Was gehen mich Ihre Geschäfte an . . . Sie Defraudant! Sie



Halunke!! . . . Kommen Sie sofort zurück!“ Morgensterns Stimme überschlug sich und er fiel ächzend auf einen Stuhl. Mertel nahm den Hörer auf, sagte: „Halloh!“ und horchte. Er horchte . . . horchte lange. Und je länger er horchte, desto ruhiger wurde sein Gesicht. Zuletzt legte er den Hörer hin und sagte zu dem stier dasitzenden Morgenstern: „Ich höre nichts mehr. Mit wem haben Sie gesprochen?“

„Mit Pohl“, stöhnte Morgenstern. Er sprang wie tollwütig auf und schrie: „Die Polizei!! . . . Er hat das Geld unterschlagen! Schnell zur Polizei!“ Er wollte hinausstürzen, doch Mertel hielt ihn zurück. „Ruhig Blut. Sagen Sie mir zunächst, was Ihnen der Pohl telephonierte hat, denn ich kann mir nicht erklären, daß jemand Mitteilung von seiner eben vollzogenen Defraudation gibt.“

„Er wollte mich davon abbringen, bei der Polizei die Anzeige zu machen. Das wird ihm aber nicht gelingen . . . Ich . . .“

„Es wird ihm gelingen“, sagte Mertel, indem er Morgenstern gewaltsam auf seinen Sitz drückte, „aber allerdings nicht, seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Dafür lassen Sie mich Sorge tragen.“

„Aber . . .!“

„Pardon! Es war wohl mein Geld, das unterschlagen wurde, wenngleich durch Ihre Schuld. . . . Waren nicht Sie es, der den Scheck übernommen hat? Und Sie waren es, der schuld ist, daß ich den Scheck überhaupt zur Einlösung hergab! Aber“, Mertel machte eine großartige Gebärde, „ich trete nicht mit Ersatzansprüchen an Sie heran, wiewohl ich die Berechtigung dazu hätte, denn ich lasse unseren Plan nicht aus den Augen, und dieser erfordert es, daß wir die Polizei beiseite lassen, damit die Bank nicht erfährt, daß es bei der Behebung nicht mit rechten Dingen zugegangen ist. Den

Pohl überlassen Sie nur mir, ich werde mit ihm schon fertig . . . allenfalls wende ich mich an ein diskretes Detektivbüro, wo zudem auch mehr Aussicht auf Erfolg ist.“

Morgenstern atmete auf. Unwillkürlich empfand er Bewunderung für die Kaltblütigkeit, mit der Mertel über seinen Verlust hinwegging. „Wie kam es“, fragte er, „daß Ihr Chauffeur ihn nicht mehr erreichte?“

„Das müssen Sie sich selber fragen. Sie sind eben zu spät zur Vernunft gelangt. Und nun: Sind Sie bereit zur Reise?“

\*

Morgenstern und Mertel benutzten den Mittagsexpreß für ihre „Geschäftsreise“. Sie machten sich am nächsten Vormittag an die Ausführung ihres Planes. Gegen halb elf Uhr betraten sie in selbstherrlicher Manier, beide sehr elegant, den erfüllten Kassenraum der Filialbank. Alsbald wies Mertel verstohlen auf einen Beamten, der hinter einem Schalter Dienst tat. „Sehen Sie den Glatzköpfigen dort, hinter dem zweiten Schalter links, das ist er.“ Morgenstern besah interessiert und fast aufdringlich den bezeichneten Beamten. Mertel ging los, um, wie er sagte, die näheren Modalitäten der Einzahlung zu besprechen. Morgenstern verfolgte von seinem Sitz aus aufmerksam das Gehaben Mertels. Der ging auf den glatzköpfigen Beamten zu, sie begrüßten einander vertraulich und begannen ein leises Gespräch, wobei auch kurz auf den nahesitzenden Morgenstern gedeutet wurde. Dann kam Mertel zurück und flüsterte: „Nun los, aber kein verdächtiges Wort oder Geste, er ist nicht allein.“

Die Sache wickelte sich glatt ab. Morgenstern zahlte auf das Konto Mertel Berlin 12 000 Mark ein, Holz nahm das Geld in Empfang und gab eine Bescheinigung darüber. „Nun ist die Geschichte in Gang gebracht“, sagte Mer-



## Der Kreis

tel, während sie das Bankgebäude verließen.

In ungleicher Stimmung legten sie den Weg zu ihrem Hotel zurück. Mertel schien sehr aufgeräumt, während Morgenstern sich einer leisen Angst nicht erwehren konnte. In ihrem gemeinsamen Hotelzimmer angelangt, zog Mertel das Scheckbuch. „So, hier haben Sie einen Scheck auf 40 000 Mark. Ihr Anteil an dem Gewinn. Heute ist Freitag. Vor Montag wird die Ueberweisung nicht perfekt sein. Holz braucht etwas Zeit. Ich komme Montag um acht Uhr früh in Ihr Büro, wo ich Ihnen noch nähere Instruktionen betreffs der Einlösung des Schecks geben werde. Auf Wiedersehen!“

Die beiden Kumpane sahen einander zwinkernd an und trennten sich. Während Morgenstern sich behaglich niederließ, und die Briefftasche betastete, wo der kostbare Scheck lag, schritt Mertel aufatmend hinaus, und ein höhnisches Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

\*

Zwei Tage nach diesen Ereignissen spazierte durch die Straßen Londons ein junger Mann, der, wenngleich er sich äußerlich etwas verändert hatte, unschwer als der Defraudant Edmund Pohl zu erkennen war. Sein Ziel war der Kensington-Bahnhof. Nicht etwa wegen seiner Verabredung mit Leona wollte er diesen Bahnhof aufsuchen — er hatte eine stark begründete Vermutung, daß Leona in Berlin geblieben war —, noch weniger, um von dort aus wegzureisen. Pohl wollte bloß dort auf dem Bahnhof über Nacht Quartier nehmen. Zu dieser Hotelwahl zwang ihn sein totaler Geldmangel, der wohl bei einem durchgebrannten 12 000-Mark-Defraudanten sehr verwunderlich ist und seine ausreichende Erklärung nur in einem ebenso wunderbaren Erlebnis hatte. Und da muß man sich erinnern, daß Pohl damals, als er seinem

Chef von der vollzogenen Defraudation Kunde gab und ihm telephonisch von seiner bevorstehenden Reise Mitteilung machte, dabei wirre Erklärungen von einem Unbekannten stammelte, der für ihn das Geld eingelöst haben sollte. Immerhin möglich, daß dieses Erlebnis das Wunder war, welches das andere bewirkt hatte. . . .

Jetzt war es schon finster geworden. Bald stand er vor dem Eingang zum Bahnhof. Hier besah er sich noch einmal, brachte so gut es ging sein Äußeres in Ordnung und ging dann in den Wartesaal 3. Klasse. Dort warf er sich auf eine Bank und schlief ein. Plötzlich fuhr er auf. Ein traumhaftes Angstgebilde! Er wollte weiterschlafen, plötzlich aber riß er die Augen weit auf und blickte auf die Wand gegenüber. Was doch der Hunger für seltsame Phantasien gebar! Wie von einer geheimnisvollen Macht getrieben, richtete er sich auf und ging schlaftrunken auf die liebliche Erscheinung zu, die dort an der Wand lehnte. „Leona! Leona!“ sagte er leise, wie um das Traumgebilde nicht zu verjagen. Und plötzlich stand die Erscheinung auf und stürzte mit dem Rufe: „Endlich, daß du da bist!“ in Pohls offene Arme. „Ich warte schon seit Mittag auf dich.“

„Ach Leona,“ flüsterte Pohl verzückt, „daß du mir dennoch gefolgt bist, wie wohl du weißt . . .“

„Nun eben deswegen bin ich dir doch gefolgt, weil ich weiß, daß es dir glücklich ist . . . Komm, laß mich das Geld sehen . . .“

„Leona!“ schrie Pohl, „du weißt nicht?“

„Was denn?“ fragte Leona und fuhr herum.

„Daß ich nicht defraudiert habe!“

„Daß . . . du . . . nicht . . .“ Leona fiel langsam auf die Bank zurück. Nach einer Weile raffte sie sich auf. „Erzähle“, sagte sie tonlos.

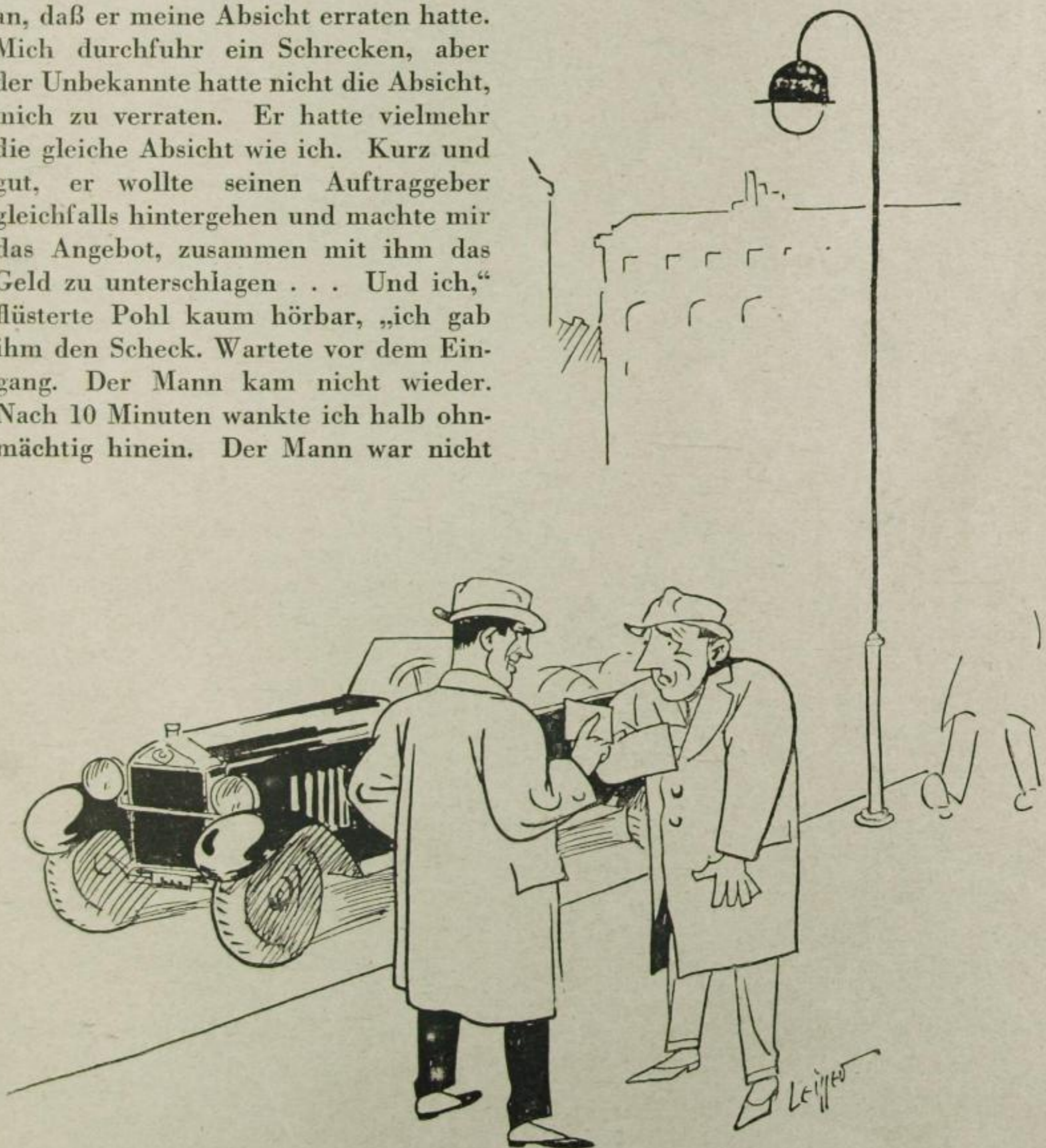
Und Pohl erzählte. „Als ich mit dem



Scheck in der Hand zur Bank eilte, war ich im Grunde von einer wahnsinnigen Angst befallen. Und da konnte es geschehen,“ Pohl barg sein Gesicht in die Hände, „daß ein gewöhnlicher Gauner mich hineinlegen konnte. Ach! So hineinlegen. . . . Ich war schon unmittelbar vor der Bank, als mich plötzlich ein Mann anhielt, der mir einen Zettel vorzeigte, auf dem die Weisung stand, ich möge sofort umkehren und nichts einkassieren. Zugleich deutete der Mann durch ein hämisches Lächeln an, daß er meine Absicht erraten hatte. Mich durchfuhr ein Schrecken, aber der Unbekannte hatte nicht die Absicht, mich zu verraten. Er hatte vielmehr die gleiche Absicht wie ich. Kurz und gut, er wollte seinen Auftraggeber gleichfalls hintergehen und machte mir das Angebot, zusammen mit ihm das Geld zu unterschlagen . . . Und ich,“ flüsterte Pohl kaum hörbar, „ich gab ihm den Scheck. Wartete vor dem Eingang. Der Mann kam nicht wieder. Nach 10 Minuten wankte ich halb ohnmächtig hinein. Der Mann war nicht

zu sehen. Wende mich an einen Kassierer, er sieht mich groß an, beginnt mit einem anderen zu tuscheln. In heilloser Angst flüchte ich, während mir klar wird, daß der Mann durch einen Nebenausgang entwichen ist.

Ich hetzte zum Bahnhof, telephonierte von dort und wollte die Geschichte erzählen, meine Unschuld dartun, aber Morgenstern glaubte mir nicht, er ließ mich nicht aussprechen. Da kam ein anderer zum Telephon, vermutlich der



. . . der mir einen Zettel vorzeigte, auf dem die Weisung stand, ich solle nichts einkassieren.



## Der Kreis

Besucher, dem der Scheck gehörte, und dem erzählte ich alles. Dann fuhr ich weg. Ich hatte nicht den Mut, jemandem wieder unter die Augen zu treten, ich schämte mich zu sehr. Und ich bin in der Überzeugung weggefahren, daß man wissen wird, ich sei kein Defraudant.“

„Wir waren alle der gegenteiligen Überzeugung. Kranich zumal schäumte vor Wut. Einer, der diese Überzeugung nicht haben konnte, war der Besucher, dieser Herr Mertel . . . Aber der scheint Grund gehabt zu haben, seiner Überzeugung nicht Ausdruck zu geben. Ich glaube, daß dieser Mertel ein großer Gauner ist,“ schloß Leona bewundernden Tones, „schade, daß ich es nicht wußte.“

\*

Es war Montag, 8 Uhr früh, als Kranich mittels einiger Nachschlüssel die Tür zur Direktionskanzlei, die Morgenstern auch vor seinem Mitwisser verschlossen hielt, öffnete. Er trat ein — und prallte zurück. Auf dem Stuhl des Bankiers saß bereits jemand, es war Mertel.

Mertel schien von dem gewaltsamen Einbruch Kranichs nicht überrascht zu sein. „Guten Morgen, Herr Kranich“, sagte er leichthin. „Nehmen Sie Platz . . . Wir wollen plaudern. Sie sind scheinbar ein wenig verwundert, mich hier zu sehen . . . Ich bin durch den Korridor eingang gekommen. Wenn ich nicht irre, gilt Ihr so früher Besuch einem besonderen Gegenstand.“

„Jawohl“, sagte Kranich, sich mit Humor in die durch Mertel geschaffene Situation begebend. „Ich dachte mir nämlich in diesem Zimmer Klarheit über einiges zu verschaffen. Sie würden mich sehr . . .“

„Pardon“, unterbrach ihn Mertel. „Sie sollen die gewünschten Erklärungen bekommen, zumal ich noch eine bedeutende Unternehmung vorhabe, über die Sie sich zu sehr wundern würden, wenn

ich Sie vorher nicht vorbereite. Ich will nämlich — er beugte sich vor —, ich will nämlich Morgenstern hier verhaften lassen.“ Kranichs Oberkörper schnellte zurück. „Was? !“

„So, und jetzt setzen wir unsere Unterhaltung fort. Ich bemerkte am Briefkasten aus mehreren Anzeichen, daß Sie seinen Inhalt bereits einer Untersuchung unterzogen haben.“

„Ja.“

„Und fanden etwas?“

„Einen Brief an Morgenstern von einem Manne, der seinen Namen nicht nennt. Dem Brief war ein Scheck beigelegt. Jener Scheck, den Sie Pohl zum Einlösen gegeben haben.“

„Und was schreibt Herr Lemmer?“

„In dem Briefe steht, daß der Scheck, den Sie Pohl zum Einlösen gegeben haben, falsch war. Desgleichen die Versicherung, daß der Briefschreiber, der den Scheck von Pohl übernommen hatte, nur dadurch der Verhaftung entging, daß er den Scheck an sich riß und durch einen Nebenausgang aus dem Bankgebäude flüchtete . . . Aus alledem geht also hervor, daß der Scheck von Ihnen gefälscht war, daß Sie auch kein Konto in der Minenbank besitzen, daß infolgedessen nichts defraudiert wurde und daß Sie Herrn Morgenstern unter dem Vorwand, daß Sie ein Konto in der Minenbank besitzen, zu irgendeinem Geschäft verführten. Da diese Angabe sich nun als Lüge erweist, so geht daraus auch hervor, daß Sie mit Morgenstern etwas vorhaben.“

„Wie gesagt, ich will ihn gefangen setzen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Um jenen echten Bankscheck auf 12 000 Mark, welcher Betrag von Morgenstern am Freitag auf mein Konto eingezahlt wurde, ungehindert einzukassieren zu können.“

„Wie könnte Sie Morgenstern daran hindern?“



„Er hat einen falschen Scheck von mir auf 40 000 Mark, die er heute inkassieren will. Ich habe ihm nämlich vorgeflunkert, daß die Einzahlung von 12 000 Mark auf mein Konto ihm so viel einbringen würde. Wenn er nun sehen wird, daß ich ihn hineingelegt habe, wird er Lärm schlagen und mich hindern, mir mittels dieses Schecks — der mir, da es mit der Einzahlung seine Richtigkeit hatte, nicht verweigert wurde — das Geld zu holen.“

„So weit ich also klar sehe, haben Sie einen angeblichen Betrug inszeniert, bei dem Sie Morgenstern Ihren Partner spielen ließen. Mit Hilfe dieser Komödie aber wollten Sie den richtigen Betrug ausführen, bei dem Morgenstern nicht Ihr Partner, sondern ihr Opfer werden sollte.“

„Es gab da noch einen weiteren Partner“, ergänzte Mertel die Ausführungen Kranichs. „Der war allerdings nur Attrappe. Ein ehemaliger Schulkamerad. Ich führte ihn Morgenstern als Mithelfer vor; daran war natürlich Holz — so hieß er — unschuldig . . . Jetzt aber wollen wir von anderem reden. Es ist wahr, Sie haben manches entdeckt, wenn Ihnen auch nicht alles klar sein dürfte. So zum Beispiel, warum ich dem Verlangen Morgensterns nachgab, den falschen Scheck zur Bank schickte und so der Entdeckung des Ganzen Vorschub leistete. Sehen Sie, das war der einzige Punkt, wo ich die Sache ganz auf den Glücksfall stellte. Auf die Hoffnung, daß Morgenstern selbst seine Forderung zurückziehen würde. Die Hoffnung auf diesen Glücksfall war allerdings von der psychologischen Erkenntnis genährt, daß, wenn erst dem vom Mißtrauen diktierten Verlangen nachgegeben wird, dieses bald wieder von selbst in sich zusammenfällt. Aus dieser Erwägung heraus gab ich willig jeder mißtrauischen Regung Morgensterns nach. Und wie Sie sehen, gelang es mir so am

besten, sein Mißtrauen zu zerstreuen. . . Nun aber wollen wir von Ihnen reden.“

„Von mir?“ fragte Kranich erschrocken. „Was gibt es von mir zu reden?“

„Sieh mal an“, sagte Mertel spöttisch. „Widerstrebt es Ihnen, etwas über sich zu hören? Und doch werden Sie es sich gefallen lassen müssen. Wie wäre es zum Beispiel, wenn wir uns über Ihre Rolle in diesem Spiel ein wenig aussprechen würden? Der gewiß interessante Zusammenhang zwischen Ihnen und Herrn Pohl? Ihr verstörtes Aussehen nach der Scheindefraudation ließ da bestimmte Schlüsse zu. Mit einem Wort, Herr Kranich, ich habe mir erlaubt, während Sie unter meinen Geheimnissen Umschau hielten, das gleiche unter den Ihrigen zu tun, und ich muß bekennen, meine Entdeckungen waren nicht weniger interessant als Ihre. Sehen Sie, jetzt werden Sie bleich . . . Hier wird eben vollendet gespielt. Es ist ein ganz exquisiter Kreis. Allein . . .“, jetzt richtete er seinen Blick voll auf Kranich, „das alles bis jetzt war nur Spiegelfechterei . . . Flüchtlinge, die keine Fluchtgründe hatten, Diebstähle, wo nichts oder nur Wertloses gestohlen wurde, ein Schattenkampf . . . jetzt aber . . .“ Mertel beugte sich weit vor, „jetzt kommt der eigentliche Endakt, den ich spiele. Und dabei werden Sie mein Partner sein . . . Denn Sie brauchen Geld . . . Und ich biete es Ihnen an . . .“

„Was wollen Sie tun?“ fragte Kranich.

„Ich sagte es Ihnen schon: Morgenstern gefangen setzen.“

„Aber das geht doch nicht . . . Wie wollen Sie das anstellen?“

„Sehr einfach . . . Er kommt herein . . . Wir beide fassen ihn, geben ihm ein Schlafmittel und legen ihn hin. Dann gehen wir zur Bank . . . Sie brauchen keine Angst zu haben. Sie bekommen vorher das Geld, wenn Sie





... und — an der Schwelle standen drei revolverbewaffnete Männer.

sich mit meinem Plan einverstanden erklären.“

„Hm . . . wieviel würde mein Anteil ausmachen?“

Mertel zog drei Tausendmarkscheine heraus . . .

\*

„Pst . . . er kommt“, flüsterte Mertel. Er und Kranich lauerten hinter der ledergepolsterten Tür. „Hören Sie, er singt . . . er freut sich auf die 40 000 Mark . . . Nun sitzt er am Schreibtisch . . . Jetzt! Ich gehe hinein und Sie folgen mir.“ Er öffnete die Tür und trat freundlich grüßend ein. Kranich hinter ihm. Morgenstern saß mit dem Gesicht zum Schreibtisch, während Mertel, mit ihm sprechend, sich hinter seinem Rücken hielt. Er warf Kranich einen Blick zu, worauf auch dieser hinter Morgenstern trat. Plötzlich aber erhob sich der Bankier und ging langsam quer durch das Zimmer. In der

Nähe des Flureingangs machte er einen Satz gegen die Tür, riß sie auf und — an der Schwelle standen drei revolverbewaffnete Männer. „Es kommt alles verkehrt in dieser Welt“, meinte Morgenstern lächelnd, indem er langsam, von drei Revolvern geschützt, ins Zimmer trat.

„Müller,“ wandte er sich an den einen der Männer, „durchsuchen Sie diesen Mann da.“ Der Angeredete machte sich mit behaglichem Schmunzeln an die Arbeit. Er trat auf Mertel zu, und während er ihn abtastete und seine Taschen durchsuchte, sprach Morgenstern: „Es ist mir nämlich gelungen, die Bekanntschaft des Herrn Lemmer zu machen. Für einige hundert Mark hat er mir verschiedene Enthüllungen gemacht. Danach habe ich es für nötig befunden, mich der Hilfe dieser drei ehrenwerten Herren zu versichern, die keine Detektive sind, wie Sie vielleicht im ersten Schrecken vermutet haben,



sondern ganz ehrliche Räuber. Nun, Müller, was haben Sie gefunden?“

„Einen Scheck auf 12 000 Mark.“

„Her damit! — Was noch?“

„Bargeld, 4000 Mark.“

„Her damit! Sonst nichts? — Dann nehmen Sie den anderen her!“ Bei Kranich fand man bloß 3000 Mark, die Morgenstern zu den anderen legte. Den Scheck und das Geld einsteckend, sagte er, indem er sich höhnisch an die

wutbleich dastehenden beiden wandte: „Jetzt gehe ich zur Bank, um meine 12 000 Mark zu beheben. Indessen werden Ihnen diese drei Herren Gesellschaft leisten. Was die 7600 Mark anbelangt, so werde ich sie behalten, wie wohl Herr Mertel mit den Zähnen knirscht. Wenn ich auch nicht 40 000 Mark verdient habe — 7600 Mark sind auch nicht zu verachten.“ Und mit einer Verbeugung entfernte er sich.

APHORISMEN

*Die Sitten sind die Heuchelei der Völker;  
die Heuchelei ist mehr oder weniger vollkommen.*

*Balzac.*

*Der Tonfall des Landes, in dem man geboren ist, verbleibt im Geist  
und im Herzen ebensogut wie in der Sprache.*

*De la Rochefoucauld.*

*Tugend ist vielleicht nur Höflichkeit der Seele.*

*Balzac.*

*Mancher lernt sprechen, wenn er lernen sollte, auf ewig zu verstummen.*

*Montaigne.*

*Nur über Dinge, die einem nicht nahegehen, hat man ein wirklich unparteiisches Urteil.*

*Oskar Wilde.*

*Ein Stück Schwarzbrot und ein Krug Wasser stillen den Hunger eines jeden Menschen,  
aber unsere Zivilisation hat die Gastronomie geschaffen.*

*Balzac.*

*Haltung ist für den Körper, was gesunder Menschenverstand für den Geist ist.*

*De la Rochefoucauld.*

*Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht so viel Unsinn,  
als im kürzesten Krieg.*

*Jean Paul.*



# PARALLELITÄT

[Russ-Photo



*Das Land Grusinien ist's, nicht die Abruzzen.  
Es scheint sehr kalt, das Schilf trägt dort Kapuzen.*



*Die jungen Männer, die das Land bewohnen,  
Sie pflegen ähnlich dort ihr Haupt zu schonen.*





Modell  
Zander, Leipzig

# Das Hemd

## EIN GRADMESSER DER KULTUR

Von Frieda Vallentin — Mit sechs Abbildungen

**W**ie man früher den Seifenverbrauch als Gradmesser der Kultur eines Volkes ansah, so ist es heute der Gebrauch und die Verwendung von Wäsche. Daß diese Verbindung von Seife und Wäsche keine zufällige ist, sondern in engem Zusammenhang steht, geht aus vielen Ueberlieferungen hervor, die uns die Geschichte erhalten hat.

Je mehr die Anschauungen von Reinheit und Körperpflege sich durchsetzten, desto größer war der Aufschwung, den die Wäscheindustrie nahm, denn so kostbar in früheren Zeiten auch die Stoffe der Kleider waren, so reich und luxuriös die Mode, so wenig Wert legte man auf die Unterkleidung.

Es sind zwar einige Beschreibungen von kostbaren Wäschestücken erhalten geblieben, und es ist amüsant, darüber in der Geschichte der Mode zu lesen, wie diese intimen Bekleidungsstücke beschaffen waren.

Im Mittelalter tauchten die ersten Hemden in ziemlich primitiver Ausführung auf, und zur Zeit Ludwig XIV. gehören sie wohl zum Trousseau einer eleganten Frau, aber da damals noch die Reinlichkeit sehr im argen lag, und man von der Hygiene, die in einem sauberen Körper und in sauberen Hemden besteht, nicht viel Ahnung hatte, suchte man diesen Mangel durch Parfüms und durch den Verbrauch starkriechender Essenzen zu verdecken.



## Das Hemd

Das Waschen mit Wasser galt als ungesund, und französische Lebensregeln aus dem Jahre 1660 schreiben z. B. vor: man soll sich manchmal baden, täglich die Hände und fast ebensooft das Gesicht waschen!

In einem Briefe von 1672 kann man lesen: die französischen Damen halten auf schöne Kleider äußerlich, da doch die Hemden und der Leib öfters sehr unsauber sind.

In dem Buche „Menschen und Mode im 17. Jahrhundert“ lesen wir, daß die Wäsche sehr kostbar war aber nicht sauber, wozu auch die Stoffe der Unterkleidung beitrugen. Auch die Reinigung der Wäsche muß mit großen Schwierigkeiten verknüpft gewesen sein, denn man liest, daß die Erzherzogin von Tirol ihre Wäsche nicht in Innsbruck waschen ließ, sondern in florentinischen Nonnenklöstern. Aus Paris schickte man gern seine Wäsche nach Holland, um sie dort reinigen zu lassen.

Die Hemdgeschichte der Infantin Isabella von Spanien ist ja bekannt, die da schwor — als ihr Gatte im Jahre 1601 die Belagerung von Ost-

endte begann — ihr Hemd nicht eher wechseln zu wollen, als bis er die Stadt er-

obert habe. Durch dieses Gelübde gebunden, mußte sie das weiße Hemd vom Juni 1601 bis zum September 1604 tragen, und die Farbe, die es während dieser Zeit annahm — ein undefinierbares Gelb — gilt noch heute in der Farbenskala als „isabellfarbig“.

Maria von Medici besaß Hemden von roter Seide mit Goldstickerei und andere aus goldgewirktem Leinen. Auch wird von einem Nachtzeug aus Brokat gesprochen. Wie wenig angenehm das Tragen solcher Wäsche gewesen sein muß, die noch dazu so selten gewechselt wurde, werden wir uns mit unseren Begriffen von hauchzarter dünner Crêpe-de-chine-Wäsche kaum vorstellen können.

Durch die Kostbarkeit und den geringen Wechsel brauchte denn auch der Vorrat an Wäsche nicht groß zu sein, und es heißt, daß „Lieselotte von der Pfalz“ mit einer

Wäscheausstattung von zwei Taghemden an den Hof Ludwig XIV. kam, für den sie sich doch gewiß — entsprechend dem Luxus, der von diesem Hof ausging

— gut ausgestattet hatte.

Und doch war gerade in jener Zeit der Kleiderluxus so gesteigert, die Mode wech-



Phot. Willinger

Mohr im Hemd





Atelier Balázs]





selte so schnell und häufig, sie war von solcher Uebertriebenheit, wie kaum in unseren Tagen. „Die Kragen ändern sich fast mit dem Mondenschein“, wird da geklagt, und die verschiedenen Gattungen der Hüte scheinen den Rekord beim Modenwechsel zu tragen.

Als die Kurfürstin von der Pfalz ihrer Schwägerin Sophie 1650 — so lesen wir in einem Buche über Moden von Max von Boehm — mit Stolz ihre reiche Garderobe zeigte, moquierte sie sich sehr: „es wäre durchaus nicht Mode, sehr viel Kleider zu haben“ schreibt sie, „als sie oft zu ändern“.

Damit wären wir ja wieder im Zirkel-

tanz modischer Gepflogenheiten zu den Ansichten früherer Jahrhunderte zurückgekehrt, die — einstmals gerade wie in der heutigen Zeit — einen ewigen Wechsel der Mode predigen.

Dieser fortwährende Umschwung in der Kleidermode wirkte sich naturgemäß auch auf die Wäsche und die Form der Unterkleidung aus. Auch moderne Wäscheaussteuern sehen heute eine geringere Zahl an Garnituren von Leibwäsche vor und es gilt als besonderer Reiz, jedes Modell anders, nicht mehr viertel- oder gar dutzendweise auszuwählen. Für den hochgefüllten Wäscheschrank — noch in kurz zurückliegenden Zeiten die Visitenkarte der Haus-





Phot. d'Ora]



## Das Hemd. Von Frieda Vallentin

frau an Sauberkeit und Ordnungsliebe — hat die moderne Frau keine Einstellung mehr. Die Veränderlichkeit ihrer Leibwäsche entspricht auch dem Charakter ihrer Kleider. Der sportlichen Ausdrucksform der Kleider muß auch die Wäsche nachkommen; die Mode der Hosen und geteilten Röcke beim Sport zeitigte die Hemdhose. Das große Rückendekolleté ließ um das lästige Hervorlugen des Hemdes, das Heruntergleiten der Achselbänder, das Hervorsehen eines Spitzchens aus dem Ausschnitt dann schließlich ganz auf die Anlegung eines Hemdes verzichten, und damit wären wir wieder im ewigen Kreislauf der Dinge ins tiefste Mittelalter zurückgekehrt, wo man den Gebrauch des Hemdes noch nicht kannte.

Und doch ist es ein langer Kulturweg

der dazwischen liegt, von der Hemdlosigkeit jener Tage bis zu der spinnwebdünnen Zartheit moderner Seidenwäsche. Mit der

Technik der Maschine nach der handgewebten und handgenähten Arbeit, erlebte das Hemd den Höhepunkt seines Ruhmes und — kennzeichnend den Snobismus des Wäschebesitzes und des Wäschewechsels — ist die bekannte Anekdote zweier Berliner Schusterjungen — dem Typ der achtziger Jahre — die sich den Reichtum Rothschilds identisch dachten mit der Möglichkeit des häufigen Hemdenwechsels.

„Wie oft, glaubst du, daß Rothschild sein Hemd wechselt?“ — Der andere antwortet: „Rothschild zieht immer aus und an!“ — Auch dieser Scherz ist ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Hemdes.



Hemdhose mit spitzem Ausschnitt in gerader Form, seitlich etwas eingehalten.

Modell: F.V.Grünfeld, Berlin. - Phot.C.Sonderhoff.





**V**ictor d'Arzembouy erzählte uns:  
 „Meine Freunde de Boismorand, die ein schönes Schloß in der Umgebung von Nemours besitzen, waren heuer die ersten, bei denen ich die Jagdsaison eröffnete. Sie sind reizende Gastgeber und empfangen nur nette Leute bei sich. Wir waren dort etwa zehn Gäste, Damen und Herren. Schon bei meiner Ankunft fiel mir unter ihnen eine schlanke und große Blondine auf, mit Augen in der Farbe von Wasserkakao, kurz, genau mein Typ. Zweifellos muß ich auch der ihre gewesen sein, denn es waren noch kaum zwei Tage vergangen, als ich mich schon ziemlich weit auf dem Wege zu ihrer Gunst befand. Sie war seit einem Jahr schuldlos geschieden, vollständig frei in ihren Handlungen, ganz wie ich selbst. Sofort entdeckte ich in meinem rechten Arm heftigen Rheumatismus, der es mir unmöglich machte, an der Rebhuhnjagd teilzunehmen, und mir erlaubte, die Tage in langen sentimentalen Promenaden mit ihr zu verbringen. Die ausgezeichneten Boismorand störten in nichts das keimende Idyll. Ihr Takt entzückte mich um so mehr, als Félicienne — dies ihr Name — im Verlauf unserer zärtlichen Gespräche außerordentliche Empfindsamkeit an den Tag legte.

„Ich bin eine furchtbar nervöse Person“, wiederholte sie oft.

„Ach, wie sich das trifft“, erwiderte ich. „Ich bin der König der Neurastheniker. Ein Neurastheniker und eine Nervöse, welch herrliches Liebespaar!“

An dem Tage, da ich ihr diese Antwort gab, erwiderte sie skeptisch:

„Da haben wir also das große Wort: Liebe! Aber das ist ja nur die höfliche Umschreibung, die Männer ihrer Begierde geben! Sie lieben mich? Das ist bloße Einbildung.“

„Das ist Wahrheit, die ich beweisen will“, versetzte ich nicht ohne Vorbedacht.

„Ja, ich weiß schon wie! Ach, mein armer Victor, nach dieser Probe würde Ihre Liebe nicht viel mehr als ein Schatten dieses Gefühls sein. Wie oft im Leben nimmt man doch den Schatten für die Wirklichkeit!“

So philosophierte sie melancholisch, den Blick in die Weite gerichtet. Fünf Minuten später gewährte sie mir ein Rendezvous für denselben Abend in meinem Zimmer.

Wir hatten verabredet, daß sie zu mir komme, wenn sich alle zur Ruhe begeben hätten.

Die Nacht war schwül und gewittrig, die richtige Liebesnacht. Ich begann bei offenem Fenster beim Schein einer





„Still, keinen Lärm!  
Denken Sie an meinen Ruf!“

Öllampe zu lesen. Von der Flamme ange-  
lockt, umtanzte ein Schwarm ge-  
flügelter Insekten verschiedenster Art  
das Glas. Gerade flog ein lästiger Nacht-  
falter, von mir kaum beachtet, ins  
Zimmer, als man leicht an meine Tür  
pochte.

„Félicienne! Meine geliebte Féli-  
cienne!“

„Still, keinen Lärm! Denken Sie an  
meinen Ruf!“

Erst! Ein staubfarbiges Etwas strich  
vorüber. Félicienne stieß einen leisen  
Schreckensruf aus: „Oh! Ein riesiger  
Nachtfalter! Haben Sie seinen grauen  
Bauch gesehen? Ich flehe Sie an, jagen  
Sie dieses Ungetüm doch hinaus!“

„Ich war gerade im Begriffe es zu  
tun, als Sie kamen.“

„Sie haben die Fensterladen offen ge-  
lassen. Da werden noch andere herein-  
kommen.“

Ich schloß sogleich die Jalousien.

„Oh! Wie wollen Sie ihn denn jetzt  
hinausjagen?“ fragte sie jetzt wieder,  
ebenso unzusammenhängend wie lo-  
gisch.

„Er wird nicht entkommen, Liebste,  
ich werde ihn ganz einfach ermorden.“

„Aber nicht vor mir, wenn ich bitten  
darf!“

„Also gut! Sehen Sie nicht her.“

Ich bin flink. Der Falter war es noch  
mehr. Von Möbel zu Möbel springend,  
machte ich vergeblich auf ihn Jagd,  
bald mit einer Serviette bewaffnet, bald  
mit einem Schwamm zum Wurf bereit,  
bald mit einem offenen Regenschirm  
als Schmetterlingsnetz, bald mit einem  
Wörterbuch, um ihn damit an der  
Mauer zu zerquetschen.

Félicienne, die Hand vor den Augen,  
beobachtete mich durch zwei Finger.  
Ich fühlte mich lächerlich werden.  
Schließlich sagte ich schnaufend: „Ist  
denn ein Nachtfalter wirklich so  
lästig?“

„Mir graut vor diesen Tieren!“ sagte  
sie schauernd.

„Du Schwein! Ich werde dich schon



kriegen“, schrie ich, indem ich in die Höhe sprang.

Ich fiel ziemlich schwerfällig zurück, ohne ihn erwischt zu haben.

„Achtung!“ murmelte Félicienne, „Sie werden noch das ganze Schloß aufwecken!“

„Ah, ich habe eine Idee“, rief ich plötzlich aus. „Ich werde die Lampe auslöschten und die Fensterladen wieder öffnen. Da heute Mondschein ist, so wird der Garten heller als das Zimmer sein, und dieser verfluchte Eindringling wird in den Garten fliegen.“

Ich machte dunkel, und wir hefteten unsere Augen auf den Mondstrahl, der durch das Fensterkreuz eindrang.

„Ich habe ihn hinausfliegen sehen“, erklärte ich plötzlich. „Wir sind gerettet! Ich schließe jetzt!“

Endlich! Ich brauche Ihnen doch nicht zu sagen, was geschieht, wenn Liebende sich im Dunkeln finden. Einige Minuten später war Félicienne in meinem Bett. Und schon wollte ich ihren entzückenden Körper umschlingen, als sie atemlos auffuhr:

„Ich habe ihn gespürt! Er hat meine Wange gestreift! Da, da haben Sie ihn! Im Mondlicht!“

Ich sah nicht das Geringste, aber ich warf mein Kopfkissen auf den Verurteilten in die Luft. Dann horchte ich. Nicht das leiseste Flügelschlagen.

„Den habe ich erschlagen, das ist sicher!“

„Ja, das sagen Sie nur so.“

„Schön. Jetzt werde ich also wieder Licht machen, um Ihnen die Leiche zu zeigen.“

Ich begann die Zündhölzchen zu suchen. Es war mir unmöglich, mich zu erinnern, wohin ich die Schachtel gelegt hatte. Mein Feuerzeug funktionierte nicht, wie alle Feuerzeuge, die etwas auf sich halten.

„Teufel! Wie wäre es, wenn ich mich jetzt wieder niederlegen würde?“

„Ja, ja, kommen Sie nur!“



Ein Fleck an der Wand.

Einer ganz nahe beim anderen sitzend, hörten wir lange Zeit nichts als die Stille der Nacht. Nichts anderes. Kein Geräusch.

„Sieg!“ erklärte ich. „Komm, schade um die verlorene Zeit! Holen wir nach!“

Und von neuem nahm ich Félicienne in meine Arme, als sie plötzlich mit erhobenem Finger, den Blick starr in die Luft gerichtet, zu murmeln begann: „Dort, dort!“

Und ich bemerkte den Falter im Mondlicht an die Decke geheftet. Das war zu viel. Ich sprang aus dem Bett, stieg auf einen Tisch und schleuderte mit einem Mordsfluch alle meine Kleider gegen den Feind. Aber auch jetzt



## Anekdoten

blieb er unbeweglich festgeklebt. Und da der Mondstrahl weitergeglitten war, befand sich der scheußliche Eindringling im tiefsten Schatten.

Inzwischen aber hatte sich Félicienne erhoben und wieder angekleidet.

„Nein, nein! Lassen Sie mich! Ich kann nicht mehr. Ich bin in einem derartigen Nervenzustand, daß ich absolut in mein Zimmer zurück muß. Wir würden die ganze Nacht dieses

Vieh zwischen uns haben. So lassen Sie mich doch hinaus!“

All mein Flehen war umsonst, sie ließ mich allein, trostlos.

Beim ersten Morgengrauen, nach einer elenden Nacht, galt mein erster, haßerfüllter Blick dem nächtlichen Missetäter. Noch immer saß er oben. Und das hatte seinen Grund!

Wissen Sie, was dieser festgeklebte Falter war? Ein Fleck an der Wand!“

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

---

# GEKRÖNTE HÄUPTER

Sultan Bajazet war einst gegen einen Teil seiner Offiziere sehr aufgebracht und verurteilte sie zum Tode. Alle Minister überlegten, wie den Unglücklichen das Leben gerettet werden könnte, ohne daß ihnen ein Ausweg einfiel. Da erbot sich Nasureddin, der Hofnarr, den Sultan umzustimmen. Er begann: „Sultan, laß die Leute aufhängen; eile, dich von ihnen zu befreien.“ Der Sultan billigte diesen Rat. „Wozu sind sie dir auch nutze“, fuhr der Narr fort. „Die Tataren nähern sich mit einem Heer, nimm du die Standarte in die Hand, ich will Trommelschläger sein, wir wollen ein Treffen liefern, und wir allein werden den Tataren genug zu schaffen machen.“ Der Sultan erwiderte nichts darauf, aber nach einigen Augenblicken begnadigte er die Offiziere.

\*

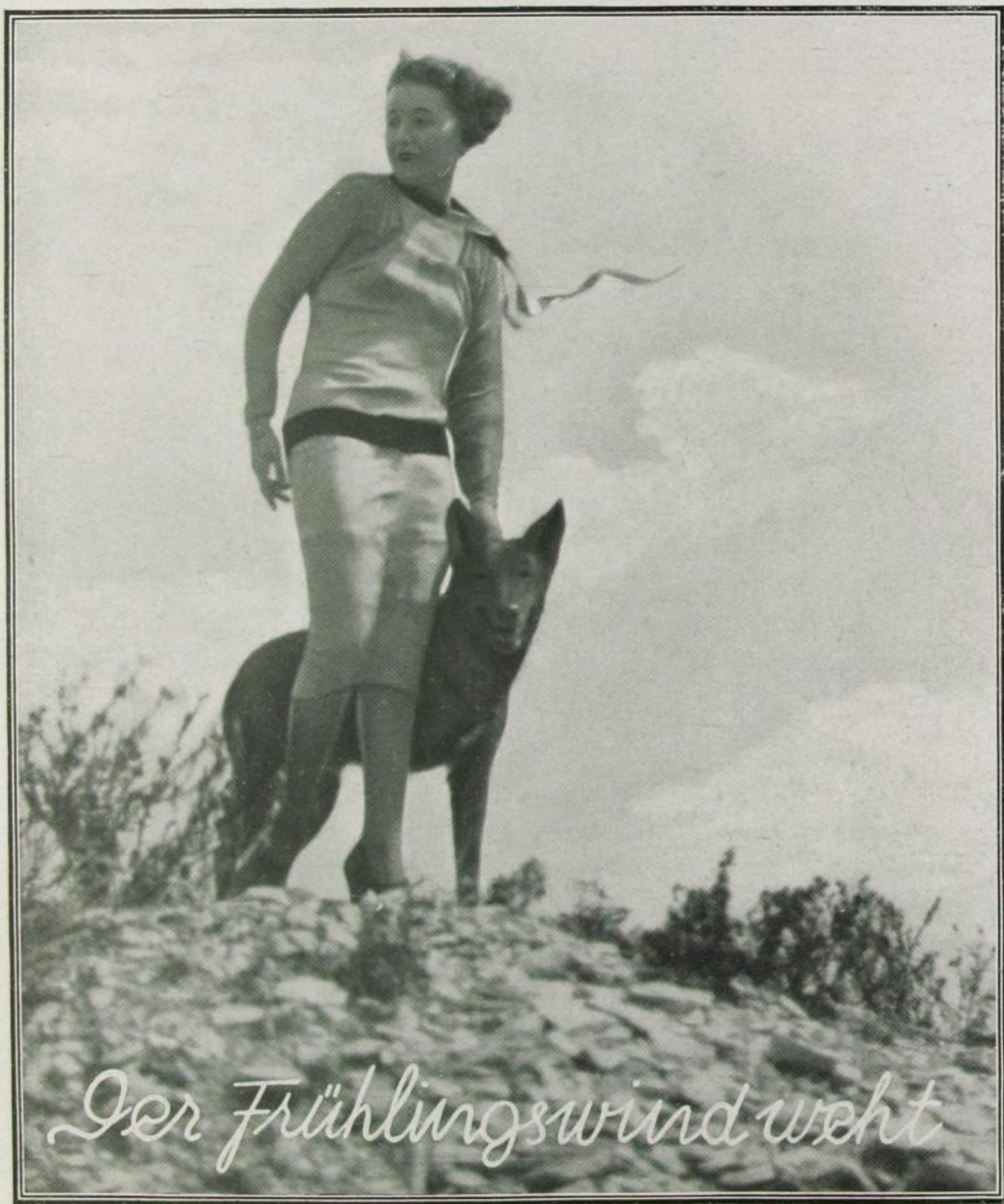
König Alphons von Aragonien besuchte einst in Gesellschaft etlicher Favoritinnen den Laden eines Juweliers. Kaum hatte er das Haus wieder verlassen, als jener einen Dia-

manten von unschätzbarem Wert vermißte. Er eilte dem König nach und schilderte ihm seinen Verlust. Alphons sagte nichts, bedeutete nur den Frauen, ihm zu folgen. Er ließ ein großes Gefäß mit Sand bringen. Jede der Favoritinnen mußte die Hand geschlossen hineinstecken und geöffnet wieder herausziehen. Der Diamant wurde im Sand gefunden, niemand aber konnte des Diebstahls bezichtigt werden.

\*

Madame de la Suse, berühmt durch Schönheit und Geist, geriet in Unfrieden mit ihrem Gatten, der sich zur Auffassung der Hugenotten bekannte. Als der Gegensatz unerträglich geworden war, trat Madame de la Suse zum Katholizismus über, um die Trennung der Ehe bewerkstelligen zu können. „Welch eine umsichtige Frau!“ sagte Königin Christine von Schweden, als man ihr von diesem Ereignis berichtete. „Sie ist offenbar Katholikin geworden, um ihrem Gatten weder im Diesseits noch im Jenseits begegnen zu müssen.“





*Der Frühlingswind weht*

Phot. Mészöly





Porträt einer jungen polnischen Dame

Phot. Abbott





Hilde Wagener vom Wiener Burgtheater  
im Frühjahrs-Reitkostüm

Phot. Fleischmann





Lucienne Meyan,  
Primadonna der New-Yorker Ziegfeld-Folies

Phot. Angelo



# WUNDER- KINDER

Von Dr. Otto F.

Mit acht zeitgen. Abbildungen

Ist das wirklich wahr, was der geistreiche, brummige, alte Schopenhauer sagt: „Die Ingenia praecocia, die Wunderkinder, die Früchte der Treibhauserziehung, die als Knaben Erstaunen erregen, werden nachmals sehr gewöhnliche Köpfe.“ Dieser sarkastische Ausspruch ist nur zum Teil berechtigt. Die Natur schafft ja ewig neue Gestalten, sie verfährt nicht nach einer vorgezeichneten Schablone. Sie hat auch hier für reichste Abwechslung Sorge getragen. Nur für eine kleine Gruppe von Wunderkindern gilt das, was Schopenhauer behauptet. Es sind jene Geschöpfe, welche frühzeitig eine erstaunliche Geisteshöhe ersteigen. Ihr Intellekt erregt nur dann Bewunderung, wenn man ihr geringes Alter berücksichtigt. Sie erzielen auf keinem Gebiete Leistungen, welche diejenigen eines normalen Erwachsenen überragen. Erreichen diese Menschen ein mittleres Lebensalter, was selten vorkommt, dann ragen sie aus der Menge nicht weiter hervor.

Als charakteristische Beispiele für den eben geschilderten Typus sollen zwei Wunderkinder, ein Mädchen und ein Knabe, angeführt werden. Der Knabe, von dem berichtet werden soll, ist heute bereits erwachsen. Man hat in der letzten Zeit nichts Bemerkens-

wertes mehr von ihm gehört. Das Mädchen, längst gestorben, ist in der Geschichte der Pädagogik wohlbekannt.

Es war im Jahre 1776. Fürsten, Politiker, Pädagogen und Ärzte erhielten ein Sendschreiben, in dem sie aufgefordert wurden, zu einem großen öffentlichen Examen in die Erziehungsanstalt „Philanthropin“ in Dessau zu erscheinen, bei welchem der Erfolg der neuen Erziehungslehre Basedows erwiesen werden sollte. „Sendet Kinder zum glücklichen, jugendlichen Leben in gewiß gelingenden Studien. Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten. Zweck der Erziehung muß es sein, einen Europäer zu bilden.“ Dem Einladungsschreiben, das in hochtrabenden Tönen die neue Unterrichtsmethode pries, folgte eine große Zahl prominenter Persönlichkeiten, welche schon damals das in der Gegenwart von Coudenhove - Calergi propagierte Pan-Europa als erstrebenswertes Ziel ansahen.

Die vielbewunderte Hauptperson bei dieser sonderbaren Prüfung war Basedows siebenjährige Tochter Emilie. Nach Rousseau „Emile“ genannt, wurde im Philanthropin an ihr der erste Versuch der neuen Erziehungsmethode gemacht. Basedow, der als Sohn eines finsternen, leidenschaftlichen und un-



## Wunderkinder

gebildeten Vaters und einer bis zum Wahnsinn melancholischen Mutter eine traurige, entbehrungsreiche Jugend verlebt hatte, wollte die Erziehung der Kinder von Grund aus ändern. Er führte anfangs in Wort und Schrift einen erbitterten Kampf gegen die Vermittlung von verstaubtem Wissenskram und gegen die barbarische Kindermißhandlung, die geradezu zu einem Sadismus bei körperlichen Züchtigungen ausartete. Demgegenüber forderte er — man glaubt einen modernen Pädagogen zu hören —, der Erzieher müsse liebevoll auf die Eigenart des Kindes eingehen, dem Zögling nicht allzuviel, dafür aber mit Lust und Liebe lernen lassen, ihm die Natur selbst zeigen und vor allem nützliche Kenntnisse vermitteln. Seine Tochter Emilie sollte erweisen, was sein Erziehungsinstitut zu leisten imstande sei. Mit 1½ Jahren konnte das Mädchen richtig sprechen. Es verstand Sätze, die man vor ihm buchstabierte. In diesem Alter erhielt es bereits einen Lehrer. Dieser Lehrer, Wolke, sah besonders darauf, daß die Begriffe nicht verwirrt wurden. Im Spiegel sah Emilie ihr Bild und nicht sich selbst, auf Gemälden nicht Menschen und nicht Tiere, sondern die Abbildung dieser Wesen. Emilie darf nicht sagen: Wie gut schmeckt das Huhn auf meinem Teller, sondern sie muß korrekt feststellen, daß das gebratene Fleisch gut schmecke, denn ein Huhn liegt ja nicht mehr vor ihr auf dem Teller. Mit drei Jahren kann die kleine Basedow fließend lesen und erlernt in diesem Alter innerhalb von zehn Wochen so gut Französisch, daß sie deutsche Worte nicht mehr in die Unterhaltung einfließen lassen muß. Das Streben ihres Vaters geht dahin, aus ihr eine Lehrerin der ihm anvertrauten Mädchen zu machen.

Der 13. Mai 1776 sollte nun zu einem Ehrentag Emiliens werden.

Die Schüler und Lehrer des Pädagogiums und die zahlreichen Gäste waren alle am Festplatze erschienen; Emilie war schneeweiß gekleidet, ein Blumenkranz schmückte das pechschwarze Haar der siebenjährigen Dame. Ein älterer Knabe, ein Studienfreund, begrüßt sie, sie erwidert freundlich, aber kurz mit dem lateinischen Ausspruch „Salve“ und wirft ihm eine Kußhand zu.

Vater Basedow hält eine feierliche Ansprache an die verehrungswürdigen Weltbürger, welche Ratgeber der Menschheit sind. Besonders hervorragende Gäste dürfen selbst Prüfungsfragen stellen. Eine lateinische Bibel wird gebracht, und die Zöglinge übersetzen willkürlich herausgegriffene Kapitel aus dem Lateinischen ins Deutsche.

Beim Übersetzen, in der Darstellung geschichtlicher Ereignisse und während der pädagogischen Spiele, überall zeichnet sich Fräulein Basedow aus. Sie erhält Preise beim Kommandierspiel, bei welchem nach lateinischen Befehlen bestimmte Handlungen ausgeführt werden sollen, sie imitiert Stimmen und Laute, wenn der lateinische oder französische Name des betreffenden Tieres auf die Tafel geschrieben wird. Sie erweist sich als aufgeklärte Dame, als der Lehrer Wolke ein Bild zeigt, das eine schwangere Frau darstellt. Man sieht auf dem Bild neben der in einem Großvaterstuhl sitzenden Frau einen Mann, der sie bei der Hand hält. Auf einem Tische liegen zwei Mützen, ein Knaben- und ein Mädchenhut. Der wißbegierige Lehrer fragt die Kinder, was für eine Frau das wäre und warum sie so traurig aussehe. Jetzt wird im Chore geantwortet: Es sei eine schwangere Frau. Ihr Mann versuche sie zu trösten, da sie in großer Gefahr schwebe und fürchte, bei der Geburt ihres Kindes zu sterben. Man will noch erfahren, warum zwei Mützen auf dem Tische liegen! Zu einer Beantwortung dieser Frage kommt



es nicht mehr. Die altklugen Kinder blieben ernst und würdig und benahmen sich wie gut erzogene Erwachsene, aber die Erwachsenen versagten diesmal und begannen zu kichern und zu lachen, so daß Lehrer Wolke erklären mußte, daß er unter solchen Umständen auf das weitere Dozieren verzichten wolle.

Trotz vieler solcher Übertreibungen hatte dies öffentlich abgehaltene Examen auf die Zuhörer im allgemeinen einen guten Eindruck gemacht. Unter den Zeitgenossen sprachen sich Kant und der Mathematiker Euler sehr günstig über Basedow aus und unterstützten sein Unternehmen. Natürlich hatte dieser Pädagoge auch Gegner. Zu diesen gehörte Herder, der die scharfen Worte schrieb: „Mir kommt alles schrecklich vor. Ich möchte Basedow keine Kälber zu erziehen geben, geschweige denn Menschen.“

Emilie wuchs heran und wurde ein niedliches Frauenzimmer. Sie blieb trotz ihrer Bildung bescheiden, ragte später durch keine Glanzleistung mehr hervor und bemühte sich als Gattin das zu erfüllen, was Vater Basedow im allgemeinen von den Mädchen und Frauen verlangte: „Eine Person weiblichen Geschlechtes ist am geschicktesten, durch ihre Annehmlichkeit dem Manne zu gefallen, durch die Sorgfalt für viele kleine Bedürfnisse und Vergnügungen und durch kluge Abwendung vieler kleiner Übel dem Manne, sich selbst und der ganzen Familie sehr große Verdienste zu leisten.“

In die Gegenwart führt uns die Bekanntschaft mit dem Wunderknaben Pöhler, der als zweites Beispiel für frühreife Kinder, die im späteren Alter keine besonderen Leistungen aufweisen, angeführt werden soll.

Otto Pöhler wurde am 20. August 1892 als einziges Kind des Schlächtermeisters Pöhler in Braunschweig geboren. Als das Kind durch seine gerade-

zu verblüffende Intelligenz in weiteren Kreisen Aufsehen erregte, wurde es im psychologischen Institut der Berliner Universität von Professor Stumpf einer Prüfung unterzogen. Der vierjährige Pöhler erwies sich als gelehrter Historiker. Er war Spezialist in Geburts- und Todesdaten der Kaiser, Feldherren, Dichter und Philosophen. Besondere Vorliebe zeigte er für die Namen der Hauptstädte, Flüsse und Gebirge. Die einfachen Leute hatten dem lernbegierigen Kinde keinen Lehrer genommen. Sein großes Wissen eignete er sich durch emsiges Studieren eines patriotischen Kalenders und ähnlicher „wissenschaftlicher Werke“ an. Er scheute nicht die Mühe, Denkmalsinschriften zu entziffern. Er schulte durch diese leidenschaftlich betriebene Beschäftigung so sehr seinen Blick, daß er schlechte Handschriften leicht entziffern konnte. Bei Vornahme einer der beliebten Intelligenzprüfungen erwies er seinen besonderen Scharfsinn. Er konnte den in deutschen Geschichtslehrbüchern gewöhnlich anzutreffenden Satz in abgekürzter Schreibweise vollständig enträtseln. Der ihm vorgelegte Satz lautete: „In d. großen Schl. bei L. 18 X 18.. wurde Nap. besiegt.“ Er wußte genau die Jahreszahl anzugeben (kann das jeder erwachsene Leser?) und erriet nicht nur, daß Nap. niemand anders als Napoleon sei, sondern fügte noch dozierend hinzu: „da wurde Blücher Feldmarschall, und Schwarzenberg — der war Generalfeldmarschall.“ Der bekannte Sexualforscher Dr. Hirschfeld, der sich für die weitere Entwicklung dieses Knaben interessierte, berichtet, daß nach seinen Erkundigungen Otto Pöhler 1910 die Universität bezog, später gute geistige Fortschritte machte, wenn auch nur in dem Maße, daß er den Durchschnitt nicht weiter überragte.

Es gibt „Wunderkinder, die nach kurzem zu grellem Aufleuchten wie



## Wunderkinder

Meteore im Dunklen körperlicher und geistiger Zerrüttung versinken“. Eines der seltsamsten Wundergeschöpfe dieser Art ist Christian Heinrich Heineken aus Lübeck. Er wurde am 6. Feber 1721 als Sohn eines Malers geboren. Über sein kurzes Leben berichten Pädagogen aus dieser Zeit: Campe, Schwarz und Schöneich.

Heinrich Heineken war ein schönes, niedliches Kind. Auf die ungewöhnlichen Geisteskräfte des Säuglings wurde man in seinem zehnten Lebensmonat aufmerksam. Die Eltern bemerkten eines Tages, daß das Kind die Figuren der Wandmalerei und des weißen Zimmerofens aufmerksam betrachtete. Sie wollten mit dem Kinde scherzen, mehr zum Spaß wurden die Namen der dargestellten Tiere und Gegenstände genannt. Am nächsten Tage, als man wieder die Namen „Katze und Turm“ vor dem kleinen Heinrich erwähnte, wies er mit dem Finger auf die Figuren hin, ja er bemühte sich zum großen Erstaunen der Erwachsenen, die Namen nachzusprechen. Er blickte unverwandt auf den Mund des Sprechenden und probierte es so lange, bis er die Worte aussprechen konnte. Jetzt nahmen die Eltern einen Lehrer für ihr seltsames Kind auf. Dieser begann dem Geist der Zeit entsprechend mit dem Unterricht der biblischen Geschichte. Bevor Heinrich den ersten Geburtstag feierte, hatte er bereits die fünf Bücher Moses kennen gelernt. Er kannte jetzt viele biblische Aussprüche und wußte sie wortgetreu zu wiederholen. Im 14. Monat wurde mit dem Studium des Neuen Testaments begonnen.

Der Knabe war ungemein wißbegierig, er wollte ständig lernen. Seine Mahlzeiten betrachtete er als lästige Störung des Studiums. Als richtiger Gelehrter verzichtete er auf raffinierte kulinarische Genüsse und begnügte sich bis knapp vor seinem Tode mit jenem

vortrefflichen Nahrungsmittel, das die Natur dem Säugling in ursprünglichster Form zur Verfügung stellt. Er blieb seiner Amme treu. Von ihr hatte er, der doch Latein und Hochdeutsch beherrschte, das „Platt“ gelernt, eine Sprache, in der er sich gern mit seiner ihn stets begleitenden Freundin unterhielt.

Trotz der streng eingehaltenen Milchdiät erkrankte er in seinem dritten Lebensjahre an einem Magen- und Darmleiden. Eine Seereise sollte die notwendige Ruhe und Erholung bringen. Der dreijährige Säugling äußerte den Wunsch, von seiner Geburtsstadt Lübeck über die Ostsee nach Kopenhagen zu reisen. Sein Ruhm muß schon damals über das Meer gedrungen sein, denn der dänische König empfing ihn mit seiner Amme in Privataudienz. Nachdem unser kleiner Heinrich an den König eine offizielle Ansprache gehalten und so der vorgeschriebenen Etikette entsprochen hatte, verlangte er nach der Brust seiner Gesellschafterin und ließ sich durch die Anwesenheit seiner durchlauchtigsten Majestät in seiner Beschäftigung nicht im geringsten stören. Der König wartete geduldig die Mahlzeit ab und konnte dann im Verlaufe des Gespräches die großen Kenntnisse des Kindes besonders auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie bewundern. Heinrich hatte ja schon im 15. Lebensmonat mit dem Studium der Weltgeschichte begonnen und vor seiner Abreise nach Dänemark sich speziell mit der Geschichte dieses Landes beschäftigt.

Dieses Wunderkind war fast immer fröhlich und lebenswürdig, es wurde nur dann traurig, wenn sein Eifer, etwas Neues zu lernen, nicht befriedigt wurde.

Bei diesem Kinde kann man gar nicht sagen, daß es außerordentlich früh starb, obwohl es nur fünf Jahre alt wurde. Hier muß man Wochen oder Monate für Jahre zählen. Der Zeit-



ablauf ist relativ. Für die Eintagsfliege bedeuten 24 Stunden ein reiches, bis zur Neige ausgekostetes Leben. Heinrich Heineken starb nach normalen menschlichen Maßen gemessen als kleines Kind, gemessen am Schnellzugtempo der Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten als reifes Wesen.

Welches Geheimnis liegt hinter dieser außergewöhnlichen Erscheinung verborgen? Wir Menschen des 20. Jahrhunderts glauben an keine Wunder mehr, wir wollen die natürlichen Ursachen solcher Phänomene kennen lernen. Langsam dringt auch hier die Wissenschaft mit ihrer Erkenntnis vor. Außergewöhnliche Frühreife des Körpers und des Geistes wird in vielen Fällen als Folge abnormer Vorgänge in den innersekretorischen Drüsen erkannt, jener Drüsen, die keinen Ausführungsgang besitzen, deren Säfte direkt in das Blut gelangen und als hormone „Botenstoffe“ bezeichnet werden.

Im Mittelspalt des Großhirns befindet sich eine kleine Drüse von der Größe einer Erbse, die ungefähr ein Fünftel Gramm wiegt. Sie wird wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem Tannenzapfen Zirbeldrüse genannt. Der zentralen Lage wegen wurde dieses Organ von dem berühmten Philosophen Descartes als Sitz der Seele betrachtet, wo die Wechselwirkung zwischen den seelischen und körperlichen Prozessen stattfindet. Nun, der Sitz der Seele ist die Zirbeldrüse nicht, wohl aber ein Organ, das trotz seiner geringen Größe einen mächtigen Einfluß auf die körperliche und seelische Entwicklung des Kindes ausübt. Ihr Sekret hemmt die Entwicklung der Keimdrüsen. Erkrankt dieses Organ und sendet es zu wenig Hemmungsstoffe aus, so können sich die Geschlechtsdrüsen bereits in einem solchen Alter des betreffenden Menschen voll entfalten, in dem sie sonst noch im Dornröschenschlaf sich be-

finden. Mit ihrer unzeitgemäßen Entwicklung verwandelt sich aber auch der körperliche und seelische Zustand des Kindes. Knaben erhalten das Aussehen von Jünglingen, kleine Mädchen werden gebärfähig.

In letzter Zeit wurde ein Fall körperlicher Frühreife besonders eingehend erörtert.



Der frühreife Knabe Robert E. im Alter von 4 Jahren mit durchaus unkindlicher Physiognomie.

Wenn wir die Photographie des vierjährigen Robert E. betrachten, so werden uns sofort die durchaus unkindlichen Gesichtszüge auffallen.

Obmann und Hirschfeld haben das Verhalten dieses frühreifen Knaben genauer beschrieben. Bei der Geburt hatte Robert dieselbe Größe und dasselbe Gewicht wie normale Kinder. Die Brustmilch genügte ihm nicht, er bekam noch Kuhmilch und Zwieback. Mit einem Jahr lernte er „gehen“. Als er in dieser Zeit zu sprechen anfangt, merkten die Eltern, daß die Stimme auffallend tief, wie eine Männerstimme, sei. Vom zweiten Lebensjahr angefangen, wuchs das Kind sehr rasch. Robert spielte nicht gerne mit Kindern, sondern zog den Verkehr und die Unterhaltung mit Erwachsenen vor. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Ein- und Ausspannen der Kühe. Dr. Hirschfeld besuchte diesen Knaben in seinem

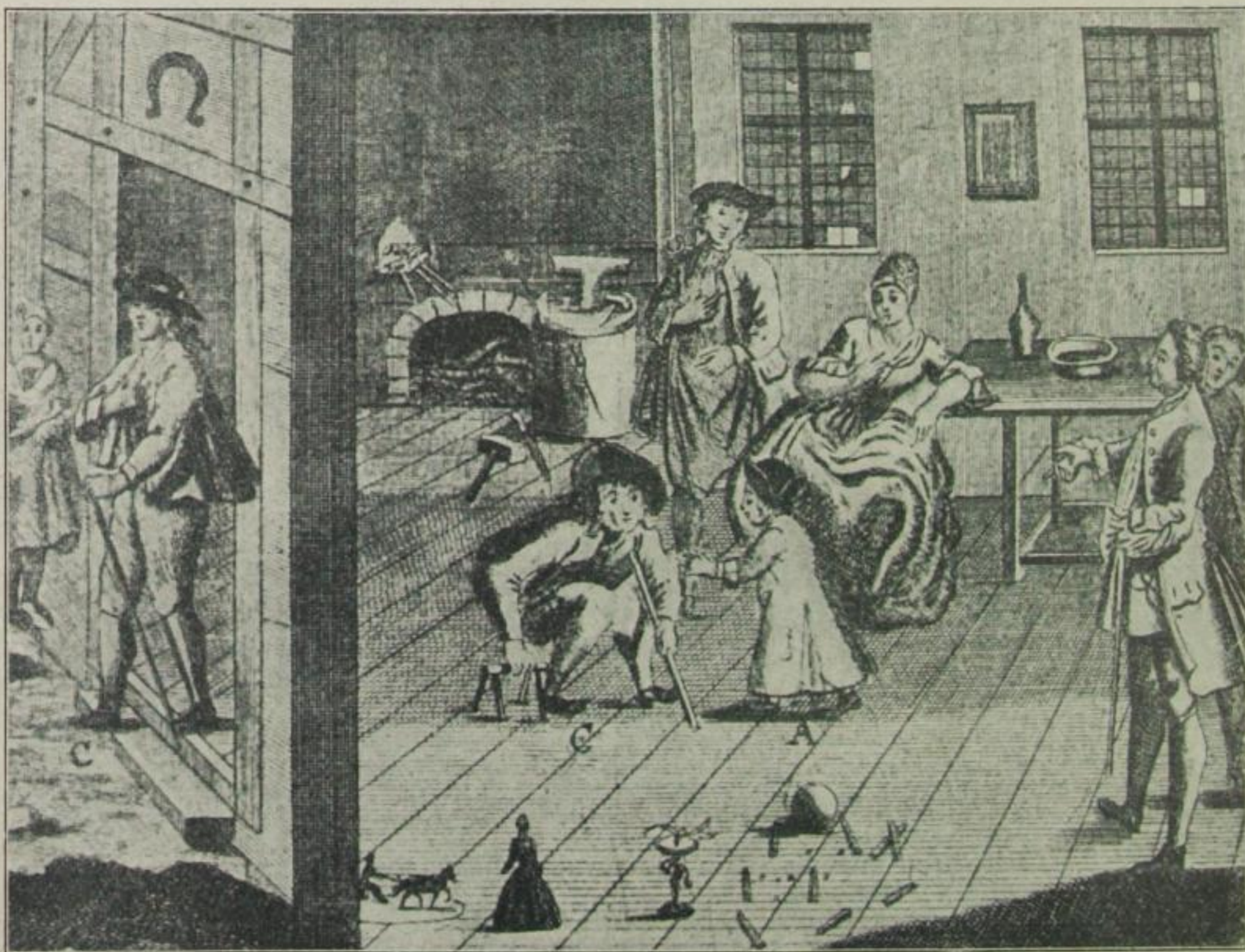


## Wunderkinder

Heimatsort und berichtet in seiner Sexualpathologie über seine Eindrücke: Kurz vor dem Dorfe sah ich einen alten Mann arbeiten, den ich nach der Wohnung von Roberts Eltern fragte. Es war zufälligerweise sein Großvater, ein sehr rüstiger Greis von 83 Jahren, der frühere Schultheiß des Dorfes. Der geschwätzige Alte, der in seinem Aussehen, seinen Bewegungen und seiner Kleidung sehr feminin wirkte, bot sich an, mich zu seinem Enkel zu begleiten, über dessen sonderbare Entwicklung er schon sehr viel nachgedacht hatte. Nach etwa 10 Minuten Weg sahen wir in einem geräumigen Gehöft einen stämmigen Jüngling Mist aufladen. „Sehen Sie nur, dieser Forsche“, sagte der Alte, indem er auf den jungen Mann wies, der, fest mit der Harke zufassend, wie ein starker Knecht den Dung geschickt in den Leiterwagen warf. Es war der vierjährige Robert. Als der Großvater

ihn mir vorstellte, lüftete er verlegen lächelnd die Kappe, wurde aber bald zutraulicher, als ich ihm eine mitgebrachte Tafel Schokolade überreichte. „Essen kann der Junge“, sagte der Großvater, „mehr wie seine Brüder zusammen!“ Wir gingen mit Robert in die Wohnstube, in der wir seine Mutter, eine kräftige Bauersfrau, trafen. Die Mutter berichtet, daß ihr, als Robert sprechen lernte, sogleich der tiefe Klang seiner Stimme aufgefallen sei. Robert ist sehr geduldig, -sagte sie, und tut keinem etwas zuleide, nur wenn man ihn reizt, dann fährt er wild auf, und über nichts wird er so heftig, als wenn man ihn mit seiner tiefen Stimme neckt. Ich bin sehr bange, meint die Mutter, daß, wenn Robert nächstes Jahr zur Schule muß, er damit viel Ärger und Aufregung haben wird.

Heute werden solche Kinder vom medizinischen Standpunkt aus betrach-



Das Kyritzer Wunderkind, das Schwerkranke angeblich heilen konnte.



tet, in früheren Zeiten hielt man sie oft für verhext, sie wurden teils gemieden, teils wurden ihnen geheimnisvolle Kräfte zugeschrieben und sie deswegen von wundergläubigen Menschen aufgesucht. Ein berühmtes Beispiel eines solchen wundertätigen Mädchens ist das Kyritzer Wunderkind im Dorfe Kehrberg, die Tochter eines Schmiedes. Sie heilte Kranke auf dreifache Weise. Sie wurde zu dem Patienten emporgehoben und hauchte sie mit ihrem gesundheitsbringenden Atem an oder sie bestrich bestimmte Körperstellen mit ihren kleinen Händen. Da auch das Wasser durch Benetzen ihrer Hand eine heilkräftige Wirkung erhielt, konnte dieses als Heilmittel benutzt werden. Ihre geschäftstüchtige Mutter ordnete in jedem einzelnen Falle an, welche Prozedur vorgenommen werden müsse. Auf der Abbildung sieht man auf der rechten Bildseite einen Krüppel in Behandlung des Kindes, auf der linken Seite verläßt der Mann ohne Krücken rüstig ausschreitend die Wohnung des Wunderkindes. Hier soll auf diese Berichte, die mehr in das Reich der Fabel gehören — wenn auch Suggestion und Hypnose heute als mächtige Heilfaktoren bekannt sind —, nicht weiter eingegangen werden.

Das Eintreten der sexuellen Frühreife mit ihren Folgezuständen kann die Wissenschaft heute zum Teil erklären, aber vollkommen verborgen, in geradezu mystisches Dunkel gehüllt bleibt auch für uns Menschen des naturwissenschaftlichen Zeitalters das Wesen des genialen Kindes. Das Genie weist in eine andere, in eine geradezu metaphysische Sphäre, wo eine jede nüchterne wissenschaftliche Erklärung versagt.

Wunderkinder ganz anderer Art, als die bis jetzt beschriebenen, sind jene seltsamen Menschen, bei denen der geniale, schöpferische Gedanke oder die ursprüngliche, künstlerische Intuition bereits in den ersten Entwicklungs-



Selbstporträt Albrecht Dürers.

Mit eigenhändigem Vermerk: „Das hab' ich aus einem Spiegel nach mir selbst konterfeit im Jahre 1484, da ich noch ein Kind war.“

Das Original befindet sich in der Albertina, zu Wien.

jahren zum Aufleuchten gelangt, die, mit Goethe zu sprechen, als Werkzeug, als würdig gefundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses zu betrachten sind. Auf dem Gebiete der Malerei und Musik, der strengen Naturwissenschaft und Philosophie, überall treten uns solche begnadete, jugendliche Wesen entgegen. Dürer und Mozart, um einen der größten Maler und einen der bedeutendsten Musiker zu nennen, verklärt das geniale Empfinden schon die ersten Kinderjahre.

Betrachtet man das Selbstporträt, das der 13 jährige Dürer entwirft, so versteht man, daß der gestrenge Vater dem Drängen seines Sohnes nachgibt und ihn endlich, in seinem 15. Lebensjahre, zum Meister Wohlgemut in die Lehre gibt. Dürers Jugend war auf Arbeit, Sitte und Gottesfurcht gegründet. Nachdem er in der Schule Schreiben und Lesen gelernt hatte, nahm ihn der Vater



## Wunderkinder

aus dieser heraus und ließ ihn in seinem Handwerk, in der Goldschmiedekunst, unterweisen. Dürer, dem diese handwerksmäßige Ausbildung in seinem späteren Schaffen sehr zustatten kam, zog es aber mächtig zur Malerei. Ein Bild des Knaben „Madonna unter dem Thronhimmel sitzend“ und das Selbstporträt sollten dem Vater zeigen, daß die Sehnsucht seines Sohnes tief begründet sei und eine weitere Ausbildung zur schönsten Hoffnung berechtige. Das Bild trägt die Inschrift: „Das habe ich aus einem Spiegel nach mir selbst konterfeit, im 1484. Jahr, da ich noch ein Kind war. Albrecht Dürer!“ Dürer war damals 13 Jahre alt. Das Bildnis in halber Gestalt ist mit einer für jenes Alter erstaunlichen Freiheit mit dem Silberstift gezeichnet.



Der sechsjährige Wolfgang Mozart im Staatskleid, das ihm anlässlich des Wiener Besuches im Jahre 1762 von der Kaiserin Maria Theresia zum Geschenk gemacht wurde.

Während im jungen Dürer deutsche Innigkeit und Herzengüte gestaltende, schöpferische Kraft gewinnt, wird die

Jugend Mozarts durch einen sonnigen, wahrhaft erfrischenden Humor vergoldet. Es klingt wie eine Erzählung aus Kindermärchenland, was uns vom kleinen Mozart berichtet wird. Des kindlichen Mozarts Persönlichkeit war so überragend, so eigenartig, daß viele Zeitgenossen, von Bewunderung für das geniale Kind erfüllt, sein Leben und seine Wesensart beschrieben, so daß man über viele Einzelheiten aus den ersten Jahren dieses Wunderkindes unterrichtet ist. Der Vater, Leopold Mozart, Hofmusikus in Salzburg, bemerkte eines Tages, daß das dreijährige Wolferl das Klavierspiel Nannerls, der um vier Jahre älteren Schwester, nachahmen will, Terzen zusammensucht und auf dem Klavier anschlägt. Jetzt beginnt der Vater mit seinem Söhnchen zu experimentieren, stellt ein ungemein feines Gehör und ein wunderbares, musikalisches Gedächtnis fest. Er bringt ihm kleine Stücke aus der Literatur seiner Zeit bei. Bereits im 5. und 6. Jahre komponiert er selbständig Klaviersätzchen, heitere Menuette, die der entzückte Vater zu Papier bringt.

Aus einem Brief des Salzburger Hoftrompeters Johann A. Schachtner an die Schwester Mozarts erfährt man amüsante Details aus den ersten Kinderjahren: „Sobald er mit Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte so viel als tot, und selbst die Kindereien mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden. Wenn wir, er und ich, Spielzeug zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, so leer ging, einen Marsch dazu singen oder geigen.“

Einstmals ging ich mit dem Herrn Papa nach Hause, wir trafen den vierjährigen Wolferl mit der Feder an. Papa: „Was machst du?“ — Wolfg.: „Ein Konzert fürs Klavier, der erste Teil ist bald fertig.“ — Papa: „Laß



sehen!“ — Wolfg.: „Ist noch nicht fertig.“ — Papa: „Laß sehen. Das muß was Sauberes sein.“ Der Papa nahm's ihm weg und zeigte mir ein Geschmier von Noten, die meistens über ausgewischte Tintenkolken geschrieben waren. Wir lachten anfänglich über diesen scheinbaren Gallimathias, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Hauptsache, über die Noten, an. Er hing lange Zeit mit seiner Betrachtung an dem Blatte, endlich fielen zwei Tränen, Tränen der Bewunderung und Freude, aus seinen Augen. „Sehen Sie, Herr Schaftner,“ sagte er, „wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist's nicht zu gebrauchen, weil es so außerordentlich schwer ist, daß es kein Mensch zu spielen imstande wäre.“ Der Wolfgangerl fiel ein: „Drum ist's ein Konzert, man muß solange exerzieren, bis man es treffen kann; sehen Sie, so muß es gehen.“ Er spielte, konnte auch so viel herausbringen, daß man erkennen konnte, wo er auswollte.“

Trotz seiner ernsten musikalischen Studien behielt der Knabe sein heiteres, sonniges Wesen, das ihm die Herzen aller Menschen eroberte. Er sprang als Sechsjähriger bei einem Gesellschaftsabend, der dem kleinen Musikus zu Ehren am kaiserlichen Hof zu Wien abgehalten wurde, Maria Theresia auf den Schoß, fiel ihr um den Hals und küßte sie herzlichst und versprach der gleichaltrigen Erzherzogin Maria Antoinette, sie zu heiraten, weil sie so brav war, ihn beim Fallen auf den glatten Fußboden aufzuheben.

Geniale Veranlagung, differenziertes Gehör, streng und fachmännisch geleitete Ausbildung und ein bewundernswertes musikalisches Gedächtnis bewirkten die aufsehenerregenden Erfolge des Wunderknaben.

Mozart, der unzähligen aufnahmefähigen Menschenherzen heitere und edle Stunden reinsten Kunstgenusses bereitet hat, dessen Leben in seiner

Kindheit unter einem Glückstern zu stehen schien, mußte sich später durch ein bitterschweres Leben durchringen,



Wolfgang Mozart im Alter von 7 Jahren am Klavier mit seinem Vater Leopold und seiner 11jährigen Schwester bei einem Konzert, das von der Familie Mozart im Jahre 1765 in Paris abgehalten wurde.

das durch einen tragischen Tod in Einsamkeit und Armut beendet wurde.

Unter allen Künsten wirkt gerade die Musik am stärksten auf das Gemüt des Kindes ein, vielleicht deswegen, weil sie das innerste Wesen der Welt offenbart. Schopenhauer sagte einmal, der Komponist spricht die tiefste Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht. So kann das Kind, dessen Verstandeskkräfte noch nicht vollkommen entwickelt sind, dessen Welt und Lebenserfahrung noch mangelhaft sind, auf musikalischem Gebiet Hervorragendes leisten. Hier findet man auch die meisten Wunderkinder. In Vergangenheit und Gegenwart treten sie uns entgegen.



## Wunderkinder

Unsere Aufzählung bleibt lückenhaft, wenn wir unter den lebenden Künstlern nur Arthur Nikisch, Georg Szell und Erika Morini nennen.



Die Violinvirtuosin Erika Morini,  
das musikalische Wunderkind.

Erika Morini, die temperamentvolle Geigenvirtuosin, wurde am 26. Mai 1905 in Wien als Tochter eines angesehenen Musiklehrers geboren. Mit drei Jahren spielte sie auf dem Klavier mit einem Finger Melodien nach, die ihr vorgesungen wurden. Sie schreibt in einem Briefe an den Verfasser dieses Artikels: „Ich habe schon mit drei Jahren begonnen, Klavier zu spielen, mein Vater aber wollte mich unbedingt für die Geige ausbilden. Die erste Geigenstunde habe ich mit 4½ Jahren bei meinem Vater genommen. So habe ich bei ihm eine Zeitlang gelernt und kam dann zu Professor Sevcik. Im Jahre 1916 hatte ich mein Debüt in Wien und gleich darauf im Gewandhaus zu Leipzig unter dem Dirigenten Arthur

Nikisch. Ich wurde dann nach Deutschland, Polen und den Balkanländern engagiert und reiste, soweit die Kriegsverhältnisse es gestatteten.“ Im zehnten Lebensjahre ist die technische und künstlerische Ausbildung so vollendet, daß die kleine Erika vor das verwöhnte Wiener Publikum treten kann und gleich beim ersten Auftreten wahre Triumphe feiert. Wohl kaum einer der zahlreichen Zuhörer und Verehrer der Künstlerin ahnte, daß die gefeierte Virtuosin kurz vorher im Wagen von ihren Puppen zärtlichen Abschied genommen hatte.

Im Jahre 1920 verließ die Künstlerin Europa. Auch sie zog es magnetisch nach Amerika, wo sie als herangereifte Künstlerin allerorten gefeiert wurde. Nach vier Jahren kehrte sie in ihr Heimatland zurück und wählte Wien zu ihrem ständigen Wohnsitz.

Wir wollen die Besprechung dieser bedeutsamen jungen Menschen mit der Betrachtung des Lebens eines edlen, heroischen Jünglings beschließen, der in unserer Zeit lebte und ein leuchtendes Beispiel wertvollsten Menschentums abgab. Hier ist der Biograph nicht mehr allein auf Berichte längst verstorbener Zeugen, nicht nur auf fremde Beobachtungen angewiesen, hier spricht die feurige Knaben- und Jünglingsseele in ausdrucksvoller Sprache selbst zum Zeitgenossen. Otto Braun, von dem hier berichtet werden soll, wurde als Sohn des Dr. Heinrich Braun und der Schriftstellerin Lilly Braun am 27. Juni 1897 zu Berlin geboren. Er wuchs in einer feinsinnigen Umgebung auf. Vater und Mutter wetteiferten miteinander, alles Gute und Edle in der Kinderseele zu wecken, alles Hemmende, Häßliche von ihr abzuhalten. Wir wissen heute, wie nachhaltig gerade die ersten Eindrücke des Kindes sind. In reiner Atmosphäre kann sich diese kostbare Menschenblüte entfalten. Die Eltern bringen das große Opfer, sich



von dem sich prachtvoll entfaltenden Kinde zu trennen und es in die damals als Kultstätte des Geistes berühmte Wickersdorfer Schulgemeinde zu bringen. Wickersdorf stand damals ganz unter dem Einfluß des bedeutenden Pädagogen Gustav Wyneken. Es herrschte dort stärkster Arbeitswille; die Anforderungen, die an den heranwachsenden Menschen gestellt wurden, waren sowohl in intellektueller als auch in ethischer Hinsicht bedeutend. Fühlte sich ja ein jeder Schüler als verantwortlicher Träger eines gemeinsamen Ideals, der Idee Diener der immer vorwärts schreitenden Geisteskultur zu sein. In solch einer Gemeinschaft sollte Otto Braun, der schon als Neunjähriger eine selbständige Einstellung zur Welt erlangt hatte, heranwachsen. Seltsam, gerade einen seiner hervorragendsten Schüler verlor Wickersdorf nach verhältnismäßig kurzer Zeit. Der selbstsichere harte Eigenwille des Leiters und die stark ausgeprägte Individualität Otto Brauns prallten aneinander; der Kampf dieser Geister endete mit einer Flucht des Knaben aus der Schulgemeinde. Er tritt in ein Berliner Gymnasium ein. Professor Petzoldt, der die Genialität des jungen Menschen bald erkannt hatte, wollte Braun allein außerhalb der Schule unterrichten. Er bittet die vorgesetzte Behörde um Stundenermäßigung und begründet sein Gesuch mit folgenden interessanten Darlegungen: „Frau Braun wandte sich an mich, um mich wegen der Erziehung ihres ganz außergewöhnlich veranlagten Sohnes um Rat zu fragen. Ich überzeugte mich durch genaues Lesen mehrerer Arbeiten des kleinen Ottos sowie durch mehrstündige Unterhaltung mit ihm, daß seine Begabung in keiner Hinsicht überschätzt wurde, ja, daß sie ganz erstaunlich und wunderbar ist... Er ist durch und durch eine produktive Natur. Fast alle seine Studien stehen im Interesse der Produktion. Im Alter

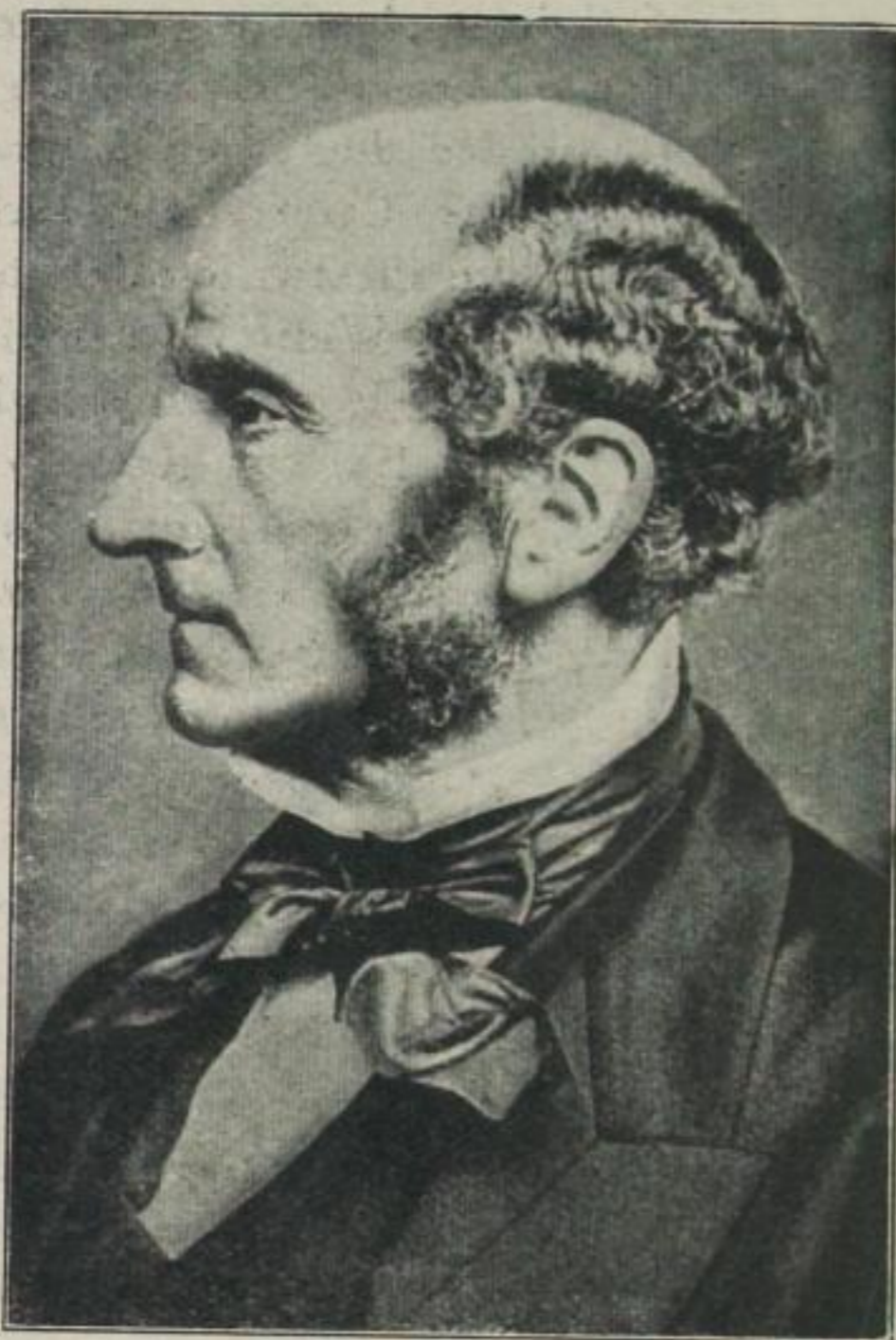
von fünf Jahren beginnt er bereits Theaterstücke abzufassen. Die Aufgabe des Studiums der deutschen Literatur erwuchs ihm aus dieser dichterischen Tätigkeit und um ihretwillen dehnte er seine Studien auf Welt- und Kulturgeschichte aus. Gelegentlich schwingt sich seine Symbolik zu gigantischer Größe auf: . . . Hinter Anangke kniete gefesselt und demütig ein ungeheurer Mensch; alle Glieder bekämpften sich gegenseitig; nur manchmal schlossen sie Frieden. Dann wurde der Mann fast so kräftig wie Anangke, und die hohe Göttin erzitterte, wenn sie es sah. Dieser Mann war die Menschheit . . . Mag ihm auch der Gedanke von der unüberwindlichen und unvergleichlichen Macht der sozial geeinten Menschheit aus der geistigen Atmosphäre des Elternhauses zugeströmt



Otto Braun im Alter von 12 Jahren.  
(Aus Vogelstein „Otto Braun“.)

sein: wenn ihn das zehnjährige Kind sich so völlig zu eigen machen konnte, daß es ihm in so gewaltigem Bilde Ge-





J. St. Mill, der berühmte englische Philosoph im reifen Mannesalter.

Er galt in seiner Jugend als viel bewundertes Wunderkind. Mit 4 Jahren kennt er die wichtigsten Werke der römischen und griechischen Klassiker, mit 8 Jahren unterrichtet er seine Schwester und beherrscht die Differenzial- und Integralrechnung.

stalt zu geben vermochte, dann dürfen wir gewiß sein: wir irren uns nicht: dieses Kind ist von Geburt ein Dichter und Denker, der zu sehr großen Hoffnungen berechtigt.“

Das Gesuch des Professors wird von der vorgesetzten Schulbehörde mit Befremden abgewiesen. Das wilhelminische Preußen hatte kein Verständnis für Ausnahmsmenschen.

In rührender Liebe und Verehrung hat die Freundin Lilly Brauns, Julie Vogelstein, die Tagebücher und Gedichte des „Frühvollendeten“ gesammelt und veröffentlicht.

In einem Briefe an seinen Freund

Stephan L. machte er eine ihn selbst treffend kennzeichnende Bemerkung über das uns hier interessierende Thema Wunderkinder: „Der, welcher glaubt und bei dem es auch zutrifft, daß er durch das rege Tätigsein in der Jugend sich ausgibt, verdient auch nicht, etwas zu werden. Folge nur immer deinem Daimonion, deiner inneren Stimme. Wenn sie dir sagt, dich zwingt, ein Gedicht zu machen, so tust du es eben und läßt dich nicht durch die törichten Einreden unkünstlerischer Menschen vom rechten Wege abbringen. Und der rechte Weg liegt in einem. Dann: Du scheinst als Axiom vorauszusetzen, daß wir Wunderkinder sind. Das ist ganz und gar nicht der Fall. Wunderkinder sind in unnatürlicher Treibhausluft gezogene Menschen, die rasch emporsteigen, rascher verblühen und vergessen werden, und meist mit Recht. Wunderkinder sind fast immer innen faul und hohl und außen schön geschminkt. Ich will wahrhaftig lieber wie Alexander ein kurzes Leben, aber groß, tief, voll Kampf und Ehre, voll Nutzen für die Menschheit, als ein langes, unbedeutendes. Gehorche nur deinem Daimonion!“

Dem Staate, dem er alle seine Kräfte weihen will, der ihm das anbetungswürdige Symbol alles Hohen und Edlen des Volkslebens verkörpert, dessen Verfassung und Geschichte er als Knabe studiert und dessen beste Form er als Jüngling in selbständiger Arbeit bestimmt, opfert er sein junges Leben. Als Siebzehnjähriger meldet er sich bei Kriegsbeginn freiwillig zum Dienste. Im letzten Kriegsjahre beendet am 28. April 1918 ein Granattreifer das Leben des Jünglings. So hat das Schicksal erfüllt, was Otto Braun erstrebt hat: „Ein kurzes Leben, groß, tief, voll Kampf und Ehre.“



Bei  
**Rheumatismus, Gicht  
und Nerven-Schmerzen**

empfehlen  
tausende Ärzte

# **Pinofluol**

medizinische  
**Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten.**

**Nur echt in der grünen Dose!**

6 Bäder RM 3.50      12 Bäder RM 6.50

*Nachahmungen, die als ebensogut bezeichnet werden, weisen man zurück.*

**Nach dem Bade:** Die Wirkung der „Pinofluol“-Bäder  
wird erhöht durch das Einreiben  
mit  
„Pinofluol“  
**Fichtennadel-Franzbranntwein**

**Westphal & Sohn**  
Frankfurt a. M.

Berlin  
Wallstrasse 67

Basel  
Petersgraben 5





# Haarnadel und Bubikopf

V o n H I L D E S T E I N

**B**ernt war rückständig. Das läßt sich leider nicht verheimlichen. Nicht nur, daß er eisern an dem gemeinsamen ehelichen Schlafgemach festhielt (trotzdem er schnarchte wie eine Sägemühle und allnächtlich nicht eben sanft geweckt werden mußte), nein, er haßte sogar den Bubikopf und wettete gegen die „Vermännlichung der Frau“!

Daß Frau Eva darob empört war, kann man sich denken. Und nichts — nichts konnte sie erreichen. Nicht die getrennten Zimmer, nicht den Bubikopf, nicht das Smokingkostüm.

„Das ist alles Quatsch!“ sagte Bernt und „Halt den Mund!“, damit schlug er die

Tür zu und war nicht mehr zu sprechen. Er war hier Herr im Hause! Punkt!

Frau Eva schluchzte. Alle ihre Freundinnen trugen den Eaton-Schnitt oder Pagenfransen. Nur sie mußte ihr schwarzes Haar im Nacken knoten! Und kein anständiger Hut paßte ihr — und dieses Kopfweh!! Aber alles war nutzlos. Bernt blieb fest.

Ja, seine Abneigung gegen kurze Haare ging sogar so weit, daß selbst die „Nebenlinien“ seines Lebens lang bezopft sein mußten. Und das wurde ihm zum Verhängnis.

Durch viele Szenen ermattet, beschloß Bernt, seine bessere Hälfte zur beiderseiti-





gen Erholung an die See zu schicken und als Junggeselle sein kümmerliches aber geruhsames Dasein zu fristen.

Wir wollen mit dem weiten Mantel der christlichen Nächstenliebe die nun folgende Zeit bedecken. Finster — finster war der Lebenswandel des losgelassenen Bernt. Nur soviel wollen wir gestehen, daß ein gewisser blonder Zopf darin eine Rolle spielte! — Kurz — der gute Bernt „erholte“ sich heftig.

Nicht so Frau Eva. Tag für Tag wurde ihr Herz gemartert durch all die munteren kurzen Frauenschöpfe, die so lustig im Meereswind flatterten und so bequem zu frisieren waren. Tief deprimiert kehrte Evchen heim und begrub ihren Kummer in eifriger Hausarbeit. Großreinemachen von vorn bis hinten! Bettenklopfen — Matratzen heraus! Mit Bürste und Klopfer hantierte Frau Eva. Ein Tuch um den verhaßten schwarzen Zopf geschlungen.

Und da geschah's — — —! Aus einer Ritze der mißhandelten Lagerstatt glitzerte es golden — leuchtete — strahlte in der Sonne. Eine blonde Haarnadel!!

Eva erstarrte. Wie kam die hierher! Ob das Mädchen sie verloren hatte? Oder ob?? Bald wurde ihr traurige Gewißheit. Einem der Reinigungswut zum Opfer gefallenem Anzug fiel ein blitzendes Ding aus der Tasche. Eine zweite goldene Nadel! Eva war nicht der Mensch, um sich fruchtlosem Schmerze hinzugeben. Sie puderte sich energisch die Nase, zog ihre Konsequenzen und ging aus dem Hause. —

Und als am Abend Bernt nach Hause kam, da lagen auf seinem Schreibtisch zwei blonde Haarnadeln und — ein schwarzer Zopf. Frau Eva aber schüttelte lachend vor ihm den dunklen Pagenkopf.

Bernt soll keinen Ton gesagt haben — aber von da an für den Kurzschnitt schwärmen.



*Seit Jahrzehnten glänzend bewährt, von zahlreichen ärztlichen Autoritäten des In- und Auslandes empfohlen als unübertroffenes und unentbehrliches Einstreumittel bei der Säuglingspflege, zur Heilung und Verhütung des Wundseins kleiner Kinder, als Wund- und Schweißpuder für Erwachsene. Dialon sollte in keiner Kinderstube fehlen. Als antiseptisches Vorbeugungsmittel gegen die so häufig auftretenden Hautentzündungen leistet Dialon unschätzbare Dienste. Haben sich bereits Entzündungsherde gebildet, führt der Puder schnelle und gründliche Heilung herbei.*

\*

Fabrik pharm. Präparate  
**KARL ENGELHARD**  
FRANKFURT am Main



Von dem großen Aufklärungswerk über

## Liebes- und Geschlechtsleben

sind bisher 125 000 Stück verkauft!

Es besteht aus vier Buchteilen und behandelt **das Verhältnis zwischen Mann und Weib**. Einiges aus dem Inhalt: Geheime Liebesmächte — Die Kunst,



beachtet und bevorzugt zu werden — Das interess. Mädchen — Was der Mann sucht — Unfehlb. Liebeszauber — Liebe u. Ehe — Die Verlobung — Freie Ehe — Flitterwochen — Geschlechtsleben in der Ehe — Sinnlichkeit — Empfängnis u. ihre Verhütung — Geschlechtskrankheiten Verhütung und rasche Heilung — Sichere Mittel — Neueste Erfahrungen! — Knabe oder Mädchen nach Wunsch und Wahl der Eltern — Zeugung, Entwicklung und Geburt des Menschen. Viele farbige Abbildungen. Dieses Sammelwerk wird nur Erwachsenen üb. 18 Jahre

geliefert. Garantie! Rücknahme bei Unzufriedenheit! Circa 500 Seiten, vier Teile, zus. 6.— M. portofrei!

**Buchversand Gutenberg, Dresden E. 320**

## Ein berühmter Astrologe macht ein glänzendes Angebot!

Er will Ihnen  
**GRATIS**  
sagen:

Wird IHRE ZUKUNFT glücklich, gesegnet, erfolgreich sein? Werden Sie Erfolg haben in der Liebe, in der Ehe, in Ihren Unternehmungen, in Ihren Plänen, in Ihren Wünschen? Sowie mehrere andere wichtige Punkte, welche nur durch die Astrologie enthüllt werden können.



### Sind Sie unter einem guten Stern geboren?

RAMAH, der berühmte Orientalist und Astrologe, dessen astrologische Studien und Ratschläge einen tausendfachen Strom von Dankschreiben aus der ganzen Welt hervorgerufen haben, wird Ihnen GRATIS gegen bloße Mitteilung Ihres Namens, Ihrer Adresse und Ihres genauen Geburtsdatums durch seine unvergleichliche Methode eine astrologische Analyse Ihres Lebens und Ihrer Zukunft senden, welche neben seinen „Persönlichen Ratschlägen“ Anweisungen enthält, welche Sie nicht nur in Staunen, sondern in Begeisterung versetzen werden. Seine „Persönlichen Ratschläge“ enthalten die Macht, Ihren Lebenslauf günstig zu verändern. Schreiben Sie sofort und ohne Zögern, in Ihrem eigenen Interesse, an RAMAH, Folio 62 E, 44, rue de Lisbonne, PARIS. Eine kolossale Ueberraschung wartet Ihrer! — Wenn Sie wollen, können Sie Ihrem Schreiben M. 0.70 in Briefmarken beilegen, welche bestimmt sind, einen Teil seiner Portospesen usw. zu decken. — NB. Da jegliche Korrespondenz geheimgehalten wird, wird RAMAH nur auf Briefe antworten, die eine direkt persönliche Anfrage enthalten. Porto nach Frankreich: M. 0.25.

## DER ERSTE KUSS

Von LADISLAUS LAKATOS

Süßer Duft im Zimmer, und auch die Farben waren süß, und auch die Minute war süß.

Oliver neigte sich über die Frau. Seine Lippen glitten von der schmalen, hohen Stirn auf die Augen der Frau, auf ihre geschlossenen blauen Augen und Hals... Der Mund fand den Mund. Olga widersetzte sich noch ein Weilchen, rang, jedoch mehr mit sich, als mit dem Jüngling, ihre Schläfen pochten, sie hätte weinen mögen, hätte glücklich sein mögen und preßte in ihrer ersten Hingebung dennoch fest die Lippen zusammen. Aber Oliver drückte die Lippen an die ihren. Er küßte sie lange im ersten stolzen und bebenden Rausch des Glücks. Es war eine lange, man könnte sagen endlose Minute, und schließlich sank der Jüngling gleichsam von den Lippen der Frau.

Schwüle Pause.

Nun streckte bereits Olga die Arme aus, wollte sie um Olivers Hals schlingen. Und nun geschah etwas sozusagen Unglaubliches: der Jüngling konnte die Umarmung nicht erwidern. Er schwankte ein wenig, dann stärker, vor seinen Augen begannen Ringe zu tanzen, heiße Glut ergoß sich über seinen Leib, wühlte ihn auf, und er hatte auch in der Kehle ein seltsames Gefühl, als ob in ihr sein Herz geschlagen hätte.

„Der Taumel des Glücks“ — dachte der Jüngling.

Doch konnte er seinen Gedanken nicht weiterspinnen. Er schwankte, stürzte auf den Diwan, sein Kopf sank vor, kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, seinen ganzen Körper, sein Haar wurde zerwühlt, er hätte gerne ein Glas Wasser verlangt, doch kam kein Wort über seine Lippen, an die er krampfhaft das weiße Linontaschentuch preßte, doch ebenfalls vergeblich.

Es war nicht zu vermeiden: Oliver, Dr. Oliver Stiaszny, lag zwei Minuten nach dem ersten Kuß in einer katastrophalen Lage vor der Frau, so unendlich, so unvergeßlich komisch und gedemütigt, daß die Lächerlichkeit gar nicht mehr größer und häßlicher hätte sein können.

Ich leistete ihm die erste Hilfe. Ich kam nämlich a tempo heim, und war eigentlich



damit zufrieden, daß ich mit verhältnismäßig kleinen Mitteln ein so bedeutsames Ergebnis erzielt hatte. Ich hatte nämlich nichts anderes getan, als ins Rouge meiner Frau ein kleines Pülverchen gemischt, ganz wenig. Cäsare Borgia hätte an meiner Stelle in die Lippenminke seiner Frau ein starkes Gift gemischt. Er war ein Renaissance-Fürst, ich hingegen bin praktizierender Arzt im heutigen Budapest, mag und kann auch nicht aus dem bescheidenen Rahmen treten, den mir die Zeit aufgezwungen, in der ich lebe, sowie mein menschenfreundlicher Beruf, den ich mit meinen bescheidenen Fähigkeiten seit Jahren ausübe.

## BÜCHERMARKT

Jaroslav Hasek: Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Verlag Adolf Synek, Prag 1926.

Nun ist auch der dritte Band des braven Soldaten Schwejk da. (Aus dem Tschechischen ins Deutsche übertragen von Grete Reiner, illustriert von Josef Lada.) Diesmal führen ihn seine kriegerischen Abenteuer und Schicksale durch Ungarn bis an die galizische Grenze. Ob daheim oder in fremden Landen, er bleibt immer derselbe, der Held mit negativem Vorzeichen. Und doch hat das Heldentum dieses typischen „Pfeifendeckels“ — so hießen in der alten k. und k. Armee die Offiziersdiener — seine starken positiven Werte. Ihm fehlen das Pathos und die Tragik, in denen ungezählte Tausende elendiglich zugrunde gegangen sind. Die Waffe, mit der er gegen seine Vorgesetzten und gegen die Hydra Krieg kämpft, ist der unversiegbare Humor, der sich mit kühnem Ruck über die Dinge erhebt und zu den Ereignissen Distanz findet, trotzdem er noch mittendrin steht. Die Einfalt und Einfältigkeit dieses „braven Soldaten Schwejk“, hinter denen sich menschliche Ueberlegenheit größten Formats verbergen, sind in ihren Ausstrahlungen bezwingend.

Die Filmschauspielerin  
Anna Lisa Ryding



## Schönes Haar eine Freude

für die Besitzerin und für alle,  
die es bewundern dürfen! Wollen  
auch Sie schönes Haar Ihr eigen  
nennen, dann sorgen Sie für eine  
regelmäßige Haarpflege mit

## SCHAUMPON mit dem schwarzen Kopf

Machen Sie einen Versuch mit  
Schaumpon, schon nach erstmaligem  
Gebrauch wird Ihr Haar wunderbar  
locker, weich und seidenglänzend. Jede  
Frisur gelingt Ihnen noch einmal so gut!

Achten Sie beim Einkauf genau auf  
die Schutzmarke „Schwarzer Kopf“  
und verlangen Sie kurz:

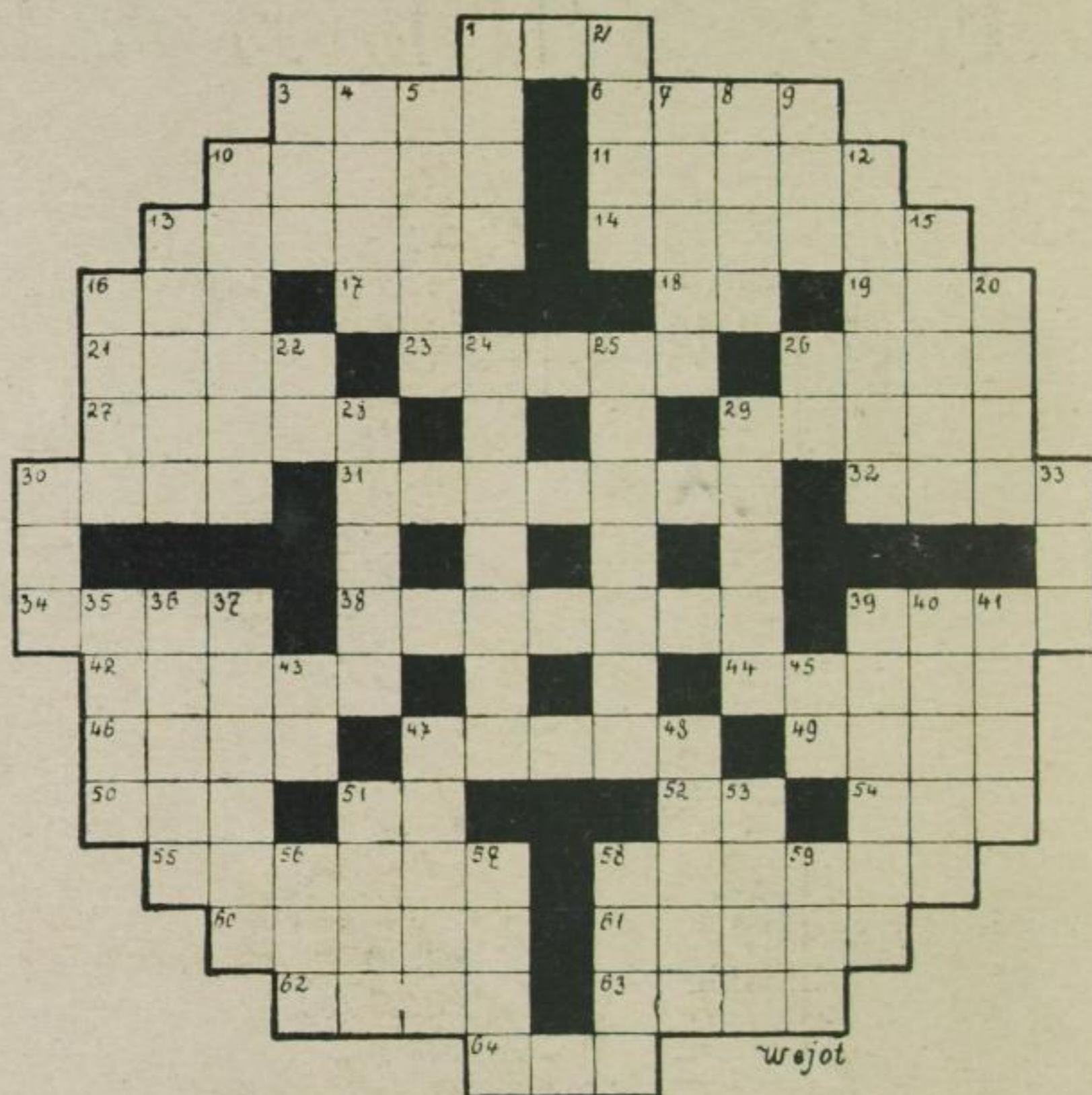
**Schwarzkopf-Schaumpon**





# Kreuzworträtsel

Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das soviel Buchstaben hat, wie in der betreffenden Reihe weiße Felder bis zum nächsten schwarzen Block folgen. Ob die Worte in senkrechter oder wagerechter Reihe zu lesen sind, ergibt die untenstehende Aufgabe



Die Worte bedeuten:

Wagerecht:

- |                            |                                |                                    |                          |
|----------------------------|--------------------------------|------------------------------------|--------------------------|
| 1 Abfluß d. Chiemsees      | 18 Abkürzung für „siehe oben“  | 31 Böses Weib                      | 50 Farbe                 |
| 3 Umstandswort der Zeit    | 19 Lügengewebe, poetisch       | 32 Sauber, ordentlich              | 51 Persönl. Fürwort      |
| 6 Deutsche Stadt in Böhmen | 21 Spielkarten                 | 34 Stadt in der Pikardie           | 52 Italien. Musiknote    |
| 10 Edelsteinunterlage      | 23 Nicht Alles                 | 38 Trojan. Sagenfigur              | 54 Persönl. Fürwort      |
| 11 Name mehrerer Päpste    | 26 Kleinasiatischer Volksstamm | 59 Rhythmus. deutsch               | 55 Agitator, deutsch     |
| 13 Frauen                  | 27 Fruchtart                   | 42 Leichter Wind                   | 58 Böse Hundeeigenschaft |
| 14 Starke, breite Bänder   | 29 Gegenteil von klein         | 44 Metallisch                      | 60 Nicht gezogenes Los   |
| 16 Sache, juristisch       | 30 Schweiz. Sagenfigur         | 46 Frauennamen                     | 61 Himmelsrichtung       |
| 17 Vorwort                 |                                | 47 Geht über Recht                 | 62 Ungebunden            |
|                            |                                | 49 Bekannte italienisch. Weinstadt | 63 Fußballmannschaft     |
|                            |                                |                                    | 64 Gegenteil von immer   |

Senkrecht:

- |                                |                               |                          |                                |
|--------------------------------|-------------------------------|--------------------------|--------------------------------|
| 1 Blutgefäß                    | 13 Ehemalige Festung am Rhein | 29 Willig                | 47 Kurzform eines Frauennamens |
| 2 Grobes Gewebe                | 15 Kinderwärtlerin (englisch) | 30 Bodenform             | 48 Frauennamen                 |
| 3 Art Tuch                     | 16 Schwarzer Vogel            | 33 Handlung              | 51 Keiler                      |
| 4 Altspan. Heerführer          | 20 Besucher                   | 35 Das Wenn und das?     | 53 Vorname einer Filmdiva      |
| 5 Zuneigung                    | 22 Persönl. Fürwort           | 36 Berühmt. Diamant      | 56 Nordafrikanisches Gebirge   |
| 7 Anstandsregel                | 24 Entgelt für Tagesleistung  | 37 Nestbauen             | 57 Nicht schmutzig             |
| 8 Spanischer Strom             | 25 Wetteruhr                  | 39 Schweizer Kanton      | 58 Sendling                    |
| 9 Titel                        | 26 Flächenmaß                 | 40 Wohlerzogen           | 59 Sohn Noahs                  |
| 10 Bewegungsbehinderung        | 28 Vorname Zolas              | 41 Beingelenk            |                                |
| 12 Berühmter englisch. Admiral |                               | 43 Abkürzung f. Summa    |                                |
|                                |                               | 45 Flächenmaß, Abkürzung |                                |



Soeben erschien

# LEO SLEZAK



## DER WORTBRUCH

1.-20. Tausend · Mit 16 Abbildungen auf Tafeln,  
darunter 12 Abbildungen nach Zeichnungen von Walter Trier

LEINENBAND M. 7.-

Leo Slezak ist nicht nur einer der größten Sanger unserer Zeit,  
sondern auch einer ihrer größten Humoristen. Slezaks Buch  
„Meine sämtlichen Werke“ hat viele tausende Leser entzückt,  
die ihm sicher seinen „Wortbruch“ nicht übelnehmen werden.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

XV





## Das Hart-Faltboot

ist das, was Sie suchen!  
Verlang. Sie Gratisprospekt!  
**HART-FALTBOOTWERFT**  
München NW 3, Theresienstraße 74

## Hohe Belohnung

Jeder erhält für eine kleine Gefälligkeit  
umsonst 1 Photoapparat (Klappkamera)  
oder 1 Standuhr. Erfragen Sie unverbindlich  
Näheres durch Postkarte von Walter  
Vogelsang, Bremen, Schließfach J 758.

## Eine neue, einfache, unschädliche Kur entfernt überflüssiges Fett an jeder gewünschten Stelle.

Nur 5 Minuten täglich anzuwenden.

Tausende von Frauen und Männern haben nur an gewissen Stellen zuviel Fettansatz, während die Figur sonst ganz normal ist. Viele haben zu starke Hüften, viele nur einen zu starken Leib, andere zu plumpe Waden und dicke, höchst unschön wirkende Knöchel, obwohl der Körper sonst in Schönheit wohlgeformt ist. Auch Sie können jetzt vielleicht, wie nie zuvor, an jeder gewünschten Stelle den lästigen Fettansatz beseitigen und zwar durch die geniale Erfindung des „**Sascha-Reduzierers**“. Er ist so wunderbar leicht zu gebrauchen, nur 5 Minuten täglich, und wirkt doch so schnell. Das Prinzip, auf dem dies Wunder der Wissenschaft aufgebaut ist, ist so vollkommen natürlich wie die Fettbildung selbst. Fett bildet sich, wenn die Blutzirkulation zu träge ist, es zu lösen und aus dem Körper hinauszubefördern, und wenn einmal vorhanden, wird durch diese Anhäufung die Blutzirkulation behindert. Der „**Sascha-Reduzierer**“ bewirkt durch sanftes aber durchdringendes Saugen eine natürliche Blutzirkulation in den fetten Partien, die rotierende Saugbehandlung löst das Fett und macht dessen Lösung dem Blute leichter, wodurch die Hinausbeförderung aus dem Körper leicht vonstatten geht. Gymnastische Uebungen haben dasselbe Prinzip, doch kann man damit nicht bestimmte Körperteile vom lästigen Fett befreien. Außerdem werden durch oft zu eifrige Uebungen das Herz und andere Organe angegriffen. Der „**Sascha-Reduzierer**“ wirkt direkt an den gewünschten Partien. Nach Gebrauch haben Sie in diesem Teil eine warme, lebhafte Empfindung, und sofort merken Sie das Blut an der Arbeit, wie es auf natürlichem Wege das überflüssige Fett ausscheidet. **Diese kurze 5-Minutenbehandlung wirkt volle zwei Stunden nach.**

Sie können selbst beobachten, wie bei der Anwendung des „**Sascha-Reduzierers**“ Ihr Leib, Ihre Hüften, Brust, Schenkel oder Waden täglich schlanker werden. Eine bequemere Art, bestimmte lästige Fettstellen zu vermindern und dadurch Gesundheit und Schönheit wieder zu erlangen, gibt es nicht. **Zuviel Fett ist für die Gesundheit Gift, deshalb weg damit! Sie erhalten unweigerlich Ihr Geld zurück, wenn Sie keinen Erfolg haben.** Der „**Sascha-Reduzierer**“ kostet M. 6.—. (Nachnahmevers.). Nur zu bezieh. v. d.

### Fabrik med. Apparate

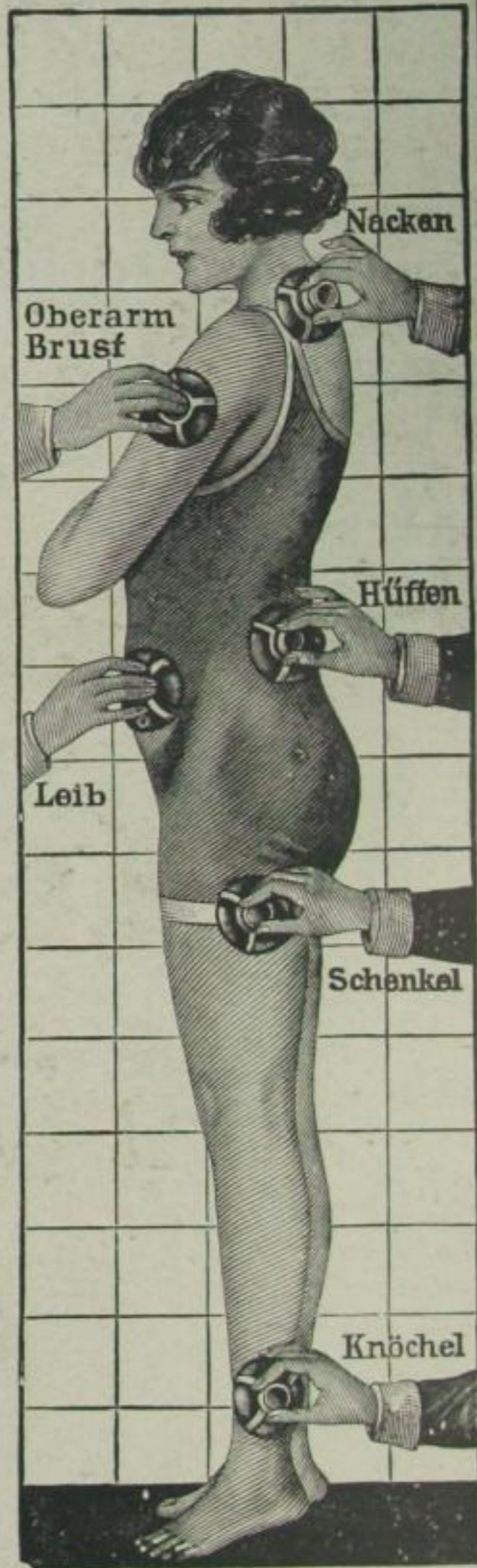
**Dr. Ballowitz & Co.,**  
Berlin-Pankow 7,  
Arkonastr. 3

Name: .....

Ort: .....

Straße: .....

(Recht deutlich schreiben)



An die Fa.  
**Dr. Ballowitz & Co.,**  
Berlin - Pankow 7, Arkonastr. 3  
Senden Sie mir sofort unter  
Nachnahme des Betrages  
**1 Sascha-Reduzierer**

Druck und Verlag: Leipziger Verlagsdruckerei G.m.b.H., vorm. Fischer & Kürsten, Leipzig, Johannissgasse 5  
Für die Redaktion verantwortlich: Paul Weisskopf, Leipzig, Johannissgasse 8;  
für den Anzeigenteil: Kurt Schröpfer, Leipzig.

In Oesterreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emmerich Morawa, i. Fa. Hermann Goldschmiedt, Gesellschaft m. b. H., Wien I., Wollzeile 11.

Für Ungarn verantwortlich: Leo Singer, Budapest I, Krisztina körút 8  
Geschäftsstelle für die Schweiz: F. J. Mann, Basel, Klybeckstraße 9.

Bei Einsendungen Rückporto erbeten. --- Für Rücksendungen keine Gewähr.





**TÄGLICH ÜBER**  
**1000000**  
**AUFLAGE**







ADAM OPEL RUESSELSHEIM A. M.

**MODELL 80**  
*Der Mittelstarke!*

Fünfsitzer . . . . . 5800 Mk.  
Selbstfahrer, geschlossen 5950 ..  
Siebensitzer . . . . . 6500 ..  
Limousine . . . . . 6900 ..  
Pullman-Limousine 7500 ..

**4 PS.**  
*Der Kleine!*

Zweisitzer . . . . . 2980 Mk.  
Viersitzer . . . . . 3400 ..  
Limousine . . . . . 3980 ..  
Lieferwagen . . . . . 3300 ..

**MODELL 90**  
*Der Starke!*

**SECHSZYLINDER:**  
Siebensitzer . . . . . 7750 Mk.  
Pullman-Limousine 8750 ..  
**DER DEUTSCHE  
EDELWAGEN**